universität wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Von Berufung zu Beruf

Frauen und Männer im Spannungsfeld Sozialer Arbeit

Verfasserin

Michaela Schellnegger

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, im Mai 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 307
Studienrichtung lt. Studienblatt:	Kultur- und Sozialanthropologie
Betreuerin:	Dr. Aurelia Weikert

Normen sind kulturell bedingt und damit- wie alles historisch Gewordene- letztlich veränderbar.

Michael Mitterauer

Mein Dank gilt…

Dr. Aurelia Weikert

…für die Beratung und Betreuung der vorliegenden Arbeit.

Mag. Gudrun Wolfgruber

…für Information und Hilfestellung bei der Literaturrecherche.

Meinen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern

…für ihre Zeit, ihre Offenheit und ihr Vertrauen.

FH-Prof.in Dr.in DSA Brigitta Zierer

…für die Gespräche und die Literaturtipps.

DSA Maria Elisabeth Moritz

…für das ausführliche Interview.

Meinen Eltern, meinen Schwestern und meinem Opa

…für ihre Unterstützung und ihr Verständnis.

Vor allem Josef und meinen Freunden

…für ihre Meinungen, ihre Ratschläge, und ihren Zuspruch.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung 11

1.1 Themenwahl, Forschungsinteresse, Forschungsfrage 11

1.2 Vorstellung und Struktur der Arbeit 12

1.3 Forschungsdesign und methodisches Vorgehen 14

1.3.1 Auswahl und Verortung der Erhebungsmethode 14

1.3.2 Vorbereitung und Durchführung der Datenerhebung 18

2. Von Natur und Kultur: Kultur- und sozialanthropologische Verortung 21

2.1 Kontextualisierung in der Anthropologischen Theorienlandschaft 23

2.2 Strukturalistisches Weiblichkeitskonzept 26

2.2.1 Wesentliche Aspekte der strukturalen Anthropologie 27

2.2.2 Verständnis von Kultur als Gegensatz zu Natur 27

2.3 Zur Konstruktion von Weiblichkeit: Natur und Kultur 30

2.4 Natur-Kultur-Debatte: Kritische Betrachtung 36

2.5 Zusammenfassung 38

3. Spannungsfeld Sozialarbeit: Historische Kontextualisierung 39

3.1 Soziale Arbeit und Sozialarbeit 39

3.2 Historische Genese Sozialer Arbeit: Ausgewählte Aspekte 41

3.3 Zur Konzipierung eines Frauenberufes: Das spezifisch weibliche Wesen 44

3.3.1 Frauenarbeit, Sphärentrennung und Familienkonzept 44

3.3.2 Polarisierung und Vergesellschaftung der Geschlechtscharaktere 46

3.4 Zur Konstituierung eines Frauenberufes: Von Berufung zu Beruf 50

3.4.1 Die bürgerlichen Frauen und das Prinzip Geistiger Mütterlichkeit 50

3.4.2 Von der Naturaufgabe zur Kulturaufgabe 51

3.5 Zur Realisierung eines Frauenberufes: Ausgewählte Aspekte 53

3.5.1 Ausbildung und Verberuflichung 53

3.5.2 Professionalisierung und Verwissenschaftlichung 54

3.6 Entstehung und Entwicklung von Ausbildung und Beruf am Beispiel Wien 56

3.6.1 Ilse Arlt und Julius Tandler 56

3.6.2 Fürsorgeschule der Stadt Wien 58

3.6.3 Von der Lehranstalt zur Akademie zur Fachhochschule 59

3.7 Zusammenfassung 61

4. Moderne Soziale Arbeit: Aktuelle Skizzierung und Kontextualisierung 64

4.1 Definition von Sozialarbeit 64

4.2 Auftrag und Aufgaben der Sozialarbeit 65

4.3 Berufs- und Handlungsfelder Sozialer Arbeit 66

4.4 Aktuelle Ausbildung am Beispiel Wien 70

4.5 Moderne Sozialarbeit: Kontextualisierung durch Expertinnen 71

4.5.1 Sozialarbeit als Frauenberuf 71

4.5.2 Image eines Frauenberufes 72

4.5.3 Akademisierung und Forschungsauftrag 74

4.5.4 Berufsgesetz und Professionalisierung 76

4.6 Zusammenfassung 78

5. Selbstwahrnehmung: Frauen und Männer im Feld der Sozialen Arbeit 80

5.1 Wahrnehmungen zur Motivation 81

5.1.1 Berufsfindung und Berufsmotive: Männer 81

5.1.2 Berufsfindung und Berufsmotive: Frauen 83

5.1.3 Aspekt des Helfens 85

5.2 Wahrnehmungen zur Qualifikation 87

5.3 Wahrnehmungen zur Praxis 90

5.3.1 Sozialarbeit als Frauenberuf: Frauen 91

5.3.2 Sozialarbeit als Frauenberuf: Männer 93

5.3.3 Interne Aspekte: Handlungsfeld, KlientInnen, Team 96

5.3.4 Externe Reaktionen: Frauen 102

5.3.5 Externe Reaktionen: Männer 104

5.4 Zusammenfassung 107

6. Conclusio 114

7. Quellenverzeichnis 118

7.1 Bibliographie 118

7.2 Internetquellen 123

8. Anhang 124

1. Einleitung

1.1 Themenwahl, Forschungsinteresse, Forschungsfrage

Die Idee zur vorliegenden Arbeit entstand im Rahmen des Seminars *Biologische und soziale Reproduktion in Österreich*. *Öffentliche Schnitte ins Private?* am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie. Im Verlauf einer Gruppenarbeit zum Thema *Frauen- und Mutterrollen in der Geschichte Österreichs* beschäftigte ich mich näher mit der Entstehung und Entwicklung von Sozialarbeit und den Rollen von Frauen innerhalb dieses Berufsfeldes. Dieser erste Kontakt mit der Thematik hatte mein Interesse für das Feld der „Sozialen Arbeit" und dessen gesellschaftlich geprägter Konnotation als sogenannter „Frauenberuf" erweckt, was letztlich zur Entstehung der vorliegenden Arbeit führte.

Die Sozialarbeit als sogenannter Frauenberuf und als ein typisch „weibliches" Arbeits- und Tätigkeitsfeld steht im Zentrum dieser Arbeit. Die überwiegend hohe Frauenquote in diesem Berufsfeld sowie die historisch geprägten Assoziationen mit diesem Beruf lassen die Frage zu, inwiefern die Sozialarbeit heute noch als ein Frauenberuf identifiziert werden kann. Unter Einnahme einer kultur- und sozialanthropologischen Perspektive beschäftigt sich diese Arbeit auf theoretischer Ebene zunächst mit einer historischen Aufbereitung ausgewählter Aspekte der Genese von Sozialer Arbeit als Frauenberuf. Dabei steht die Dekonstruktion historisch manifester Entwicklungen des Berufsfeldes im Fokus der Analyse. Im Zuge dieser historischen Ausführungen werden ausgewählte zentrale Aspekte ganz im Sinne Umberto Ecos „Überblick als Hintergrund" (Eco 2007: 21) vorgestellt. Diese Auswahl wurde anhand jener Kriterien getroffen, welche die Sozialarbeit als sogenannten Frauenberuf konzipieren. Als konkreter Ausgangspunkt für das aktuelle Forschungsvorhaben dient somit die theoretische Überlegung eines Konzepts zur Konstruktion von Geschlechtervorstellungen, welches in der kultur- und sozialanthropologischen Theorienlandschaft verortet ist. Weiters wird dessen Relevanz für die Entwicklung von Sozialberufen sowie seine konkrete Manifestation in der Sozialarbeit als Frauenberuf beleuchtet.

Das Forschungsinteresse dieser Arbeit wird von der Frage nach den Konsequenzen historischer Entwicklungen und deren Auswirkungen auf das aktuelle Feld moderner Sozialer Arbeit geleitet. In Form von Interviews wird die Thematik der Sozialarbeit als Frauenberuf zum einen durch Expertinnen aus dem Berufsfeld behandelt und zum anderen durch die subjektiven

Wahrnehmungen und Meinungen von Frauen und Männern, die aktuell als SozialarbeiterInnen tätig sind, kontextualisiert. So geben Einschätzungen von zwei Expertinnen sowie Eindrücke von acht befragten SozialarbeiterInnen Aufschluss darüber, inwiefern das historisch spezifisch weiblich konstruierte Feld der Sozialen Arbeit heute noch als Solches wahrgenommen wird.

Im Allgemeinen sind folgende Schwerpunktfragen für die vorliegende Arbeit von Relevanz: Inwiefern nehmen SozialarbeiterInnen das Konzept eines Frauenberufs in ihrem Berufsleben wahr? Inwiefern spielt dieses eine Rolle bezüglich ihrer Selbstwahrnehmung und ihres Selbstverständnisses als SozialarbeiterIn? Im Speziellen möchte ich die zentrale Forschungsfrage folgendermaßen formulieren: *„Welche Rolle spielt das vorgestellte Konzept der Sozialarbeit als Frauenberuf hinsichtlich der Selbstwahrnehmung von SozialarbeiterInnen im Spannungsfeld ihres Berufes?“*

1.2 Vorstellung und Struktur der Arbeit

Zu Beginn der vorliegenden Arbeit wird das Forschungsinteresse und das Forschungsdesign näher vorgestellt. Eine Beschreibung und theoretische Verortung der Erhebungsmethode sowie die Vorbereitung und Durchführung der Datenerhebung werden zunächst erläutert. Im weiteren Verlauf besteht die Arbeit aus vier thematischen Schwerpunkten, die auch die Gliederung der Arbeit vorgeben.

Im ersten Teil der Arbeit findet eine Vorstellung der theoretischen Überlegungen statt, die als wesentliche Basis für die weiteren Ausführungen gelten soll. Ausgewählte Aspekte eines kultur- und sozialanthropologischen Konzepts hinsichtlich der Vorstellung einer spezifischen Konstruktion von Weiblichkeit werden genauer ausgeführt und in der Theorienlandschaft der Kultur- und Sozialanthropologie verortet.

Im zweiten Teil der Arbeit findet eine historische Darstellung der Entstehung und Entwicklung von Sozialer Arbeit statt. Das Spannungsfeld Sozialarbeit wird durch ausgewählte Aspekte einer historischen Genese vorgestellt. Im Zentrum dieser Ausführungen steht die historische Konzipierung, Konstituierung und Realisierung der Sozialarbeit als sogenannter Frauenberuf.

Im dritten Teil der Arbeit steht eine Skizzierung moderner Sozialer Arbeit im Mittelpunkt. Aufgaben, Aufträge und Handlungsfelder aktueller Sozialarbeit werden vorgestellt und

erläutert. Weiters findet in diesem Teil auch eine Kontextualisierung hinsichtlich der historischen Entstehung sowie aktueller Entwicklungen und Bestrebungen Sozialer Arbeit auf Ausbildungs- und Berufsebene statt. Hierzu werden die Meinungen und Einschätzungen von zwei Expertinnen angeführt.

Im vierten und letzten Teil der vorliegenden Arbeit steht die Erhebung und Darstellung der Selbstwahrnehmung von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern im Zentrum, die aktuell im Feld der Sozialen Arbeit beruflich tätig sind. Vor dem Hintergrund der theoretischen Überlegungen, historischen Ausführungen und aktuellen Kontextualisierung aus den vorausgegangenen Teilen der Arbeit, stehen hier praktische Erfahrungen im Mittelpunkt. Die subjektiven Wahrnehmungen und Meinungen der befragten Frauen und Männer hinsichtlich ihrer Wahrnehmungen im Berufsfeld werden auf unterschiedlichen Ebenen veranschaulicht.

1.3 Forschungsdesign und methodisches Vorgehen

1.3.1 Auswahl und Verortung der Erhebungsmethode

„Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten <<von innen heraus>> aus Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben. Damit will sie zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) beitragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam machen“ (Flick/von Kardoff/Steinke 2007: 14).

Die Verortung der hier relevanten Erhebungsmethode des problem- bzw. themenzentrierten Interviews liegt in der qualitativen Forschung. Im Folgenden werden einige Aspekte bezüglich einer theoretischen Umrahmung dieses Erhebungsverfahrens genauer erläutert. Im Vordergrund der qualitativen Forschung stehen der handelnde Mensch, das Subjekt, und dessen subjektive Sichtweisen und soziale Konstruktionen der Welt (vgl. Lueger 2000: 17). Das Ziel qualitativer Forschungsprozesse ist somit nicht, eine Objektivität (im naturwissenschaftlichen Sinne) zu präsentieren, hierzu bräuchte es eine Position ganz außerhalb von Kultur, Gesellschaft und Geschichte. Entgegen dessen besteht das Forschungsziel darin, Prozesse zu rekonstruieren, durch welche soziale Wirklichkeiten strukturiert und hergestellt werden. Der Mensch als erkennendes Subjekt - und nicht nur als Untersuchungsobjekt - steht im Vordergrund (vgl. Lamnek 2010: 30-31). Qualitative Sozialforschung stellt stets die Frage nach dem Menschen und seinem Tun. Ziel ist es zu erkennen, was Menschen tun sowie die Zusammenhänge und Bedeutungen ihres Tuns zu erklären (vgl. Lueger 2000: 9): Es geht um das *„(…) kollektive Arrangement sozialen Zusammenlebens, die Kontextualisierung von Handeln und gemeinsame Produktion und Reproduktion von Gesellschaft“* (ebd.).

Als theoretische Grundlage qualitativer Forschung halte ich mich an die von Philipp Mayring (2002) postulierten fünf Aspekte, welche ein Grundgerüst qualitativen Denkens bilden. Zum ersten soll die Subjektbezogenheit im Vordergrund stehen. Ausgangspunkt und Ziel humanwissenschaftlich angelegter Untersuchungen sollen jene Subjekte sein, die von der Forschungsfrage betroffen sind. Mayring betont ebenso die Deskription sowie die Interpretation der Forschungssubjekte. Dies impliziert eine genaue und umfassende Beschreibung des Gegenstandsbereiches zu Beginn jeder Analyse, ebenso wie Interpretation von Bedeutungen und Handlungen, um subjektive Intentionen zu verdeutlichen. Die

Untersuchung der Forschungssubjekte soll möglichst in deren natürlicher und alltäglicher Umgebung erfolgen, da humanwissenschaftliche Phänomene situationsabhängig sind und die Reaktionen von Menschen in einem ungewohnten Umfeld vermutlich anders ausfallen als in ihrer alltäglichen Umgebung. Weiters sollen die Ergebnisse qualitativer Forschung als Verallgemeinerungsprozess verstanden werden. Es muss erklärt werden, für welche Situationen und Zeiten generalisierte Ergebnisse gelten. Qualitatives Denken erfordert, die Verallgemeinerung der Forschungsergebnisse jeweils im spezifischen Fall zu begründen (vgl. Mayring 2002: 19-24).

Die hier verwendete Erhebungsmethode des problem- bzw. themenzentrierten Interviews ist im Allgemeinen eine Form des qualitativen Interviews. Das qualitative Interview an sich bietet dem/der ForscherIn die Möglichkeit zur Erfassung der subjektiven Perspektiven jedweder GesprächspartnerInnen. Situationsdeutungen und Handlungsmotive können in der Interviewsituation erfragt werden, weiters können Alltagstheorien und Selbstinterpretationen erhoben werden (vgl. Hopf 2007: 350). Der/die Befragte hat die Möglichkeit dem/der ForscherIn die eigene Wirklichkeitsdefinitionen mitzuteilen, im Gegensatz zur quantitativen standardisierten Befragung, bei welcher der/die Befragte Stellung zu einer von dem/der ForscherIn vorgegebenen Wirklichkeitsdefinition nehmen kann (vgl. Lamnek 2010: 317-318). Qualitative Interviews sind generell nicht standardisiert und es gibt auch keine spezifische Abfolge bei der Befragung. Aus der Nichtstandardisierung erfolgt auch, dass es keine geschlossenen Fragen gibt, die Antwortkategorien für die Befragten vorgeben. Die Art der Befragung charakterisiert sich durch offene Fragen, was bedeutet, dass die Antworten der GesprächspartnerInnen nicht in ein vorgegebenes Antwortschema geordnet werden müssen. In der Interviewsituation sollte die Befragung in einer möglichst natürlichen Situation stattfinden, damit authentische Informationen zum Vorschein kommen. Hierfür ist es wichtig, dass die Atmosphäre bei dieser Art von Interview möglichst freundschaftlich und vertraulich gestaltet wird. Es gibt eine Vielzahl unterschiedlicher Formen von qualitativen Interviews, deren weiteren Ausführungen den Rahmen dieser Arbeit überziehen würden (vgl. ebd. 314-326).

Das problemzentrierte- bzw. themenzentrierte Interview stellt die konkrete Erhebungsmethode für die vorliegende Arbeit dar. Eingangs möchte ich mich hier an Judith Schlehe halten, die den Begriff der Problemzentriertheit jener der Themenzentriertheit vorzieht (vgl. Schlehe 2008: 126). Charakteristisch für das themenzentrierte bzw. problemzentrierte Interview ist, dass

der/die ForscherIn bereits mit einem theoretischen Vorverständnis in die Erhebungsphase einsteigt. Der Erhebungsphase geht ein Literaturstudium voraus, durch welches der/die ForscherIn aus den gesammelten Informationen jene Aspekte filtert, die für die soziale Realität des Problembereiches von Relevanz sind. Diese relevanten theoretischen Aspekte werden verknüpft und zu einem theoretischen Konzept verdichtet, welches die Grundlage für die Erhebung bietet (vgl. Lamnek 2010: 333).

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass diese Interviewform auf Befragungen zutrifft, die in ihrer Art offen und halbstrukturiert sind. Im Zentrum steht eine bestimmte Problemstellung, die der/die InterviewerIn im Vorfeld analysiert, wobei er/sie die zentralen Aspekte in einem Interviewleitfaden zusammenfasst. Trotz des Leitfadens liegt auch hier der Fokus auf der Gesprächsbasis der Befragung, in welcher der/die Befragte möglichst frei zu Wort kommen kann. Der Interviewleitfaden dient den einzelnen Thematiken, die im Laufe des Gespräches behandelt werden sollen. Diese Art der theoriegeleiteten Befragung eignet sich gut, wenn bereits Material über den Untersuchungsgegenstand bekannt ist und spezifische Fragestellungen im Vordergrund stehen. Darüber hinaus bietet die Gestaltung des problemzentrierten Interviews die Möglichkeit einer größeren Fallzahl, weswegen sich die Ergebnisse leichter verallgemeinern lassen (vgl. Mayring 2002: 67-72).

Der Erkenntnisgewinn im Erhebungsprozess und auch im Auswertungsprozess soll als Wechselverhältnis von induktivem und deduktivem Vorgehen organisiert werden. Das Vorwissen der interviewenden Person wird in der Erhebungsphase als Rahmen für weitere Fragen im direkten Dialog zwischen ihr und dem/der InterviewpartnerIn verwendet. Das Offenheitsprinzip der qualitativen Befragung und der Gesprächscharakter bleiben durch Anregungen zur Narration der Befragten erhalten (vgl. Witzel 2000). Das problemzentrierte Interview kann anhand von drei Aspekten charakterisierend zusammengefasst werden: Einerseits, wie bereits erwähnt, steht die Problemzentrierung im Mittelpunkt, welche an gesellschaftlichen Problemstellungen ansetzen soll. Die Gegenstandsbezogenheit dieses Verfahrens andererseits meint die konkrete Gestaltung der Befragung, die auf den spezifischen Gegenstand der Forschung abzielt. Als dritter Aspekt kann die Prozessorientierung genannt werden, die sich auf den ganzen Forschungsprozess bezieht. Damit ist eine gewisse flexible Analyse des Problemfeldes gemeint, die eine schrittweise, ständig reflektierte, Gewinnung und Prüfung der Daten erfordert (vgl. Mayring 2002: 68). Letztlich gilt es noch zu erwähnen, dass

das im Vorfeld erarbeitete theoretische Konzept, welches der Interviewart zugrunde liegt, dem/der Befragten nicht mitgeteilt wird, damit dieses nicht suggestiv auf ihn/sie wirkt (vgl. Lamnek 2010: 336).

Bei der Auswertung des problem- bzw. themenzentrierten Interviews halte ich mich an eine adaptierte Form der Auswertungsmethode, die von Andreas Witzel (2000) ausgeführt wird. Witzel spricht bei seiner Methode von einer Einzelfallanalyse und einer biographieorientierten Auswertung der durchgeführten themen- bzw. problemzentrierten Interviews. In der vorliegenden Arbeit sollen thematische Aspekte, die sich durch das deduktive Vorgehen der Interviewtechnik sowie durch die induktive Offenheit der Gespräche geformt haben, dargestellt werden. Eine biographiebezogene Erläuterung der einzelnen InterviewpartnerInnen und deren Darstellung in Einzelfallanalysen finden nicht statt. Die zentralen Themen der Erhebung eröffneten sich durch die Abwechslung von deduktivem und induktivem Vorgehen in der Befragung und wurden durch eine genaue Analyse der Interviews erarbeitet. Die wesentlichen Kriterien der Auswertung werden im Folgenden kurz dargestellt.

Grundlage der Analyse bildete zunächst eine vollständige Transkription der auf Tonband aufgenommenen Interviews. Dabei wurde wörtlich transkribiert, jedoch auf die Wiedergabe von Dialekt und pausenfüllenden Verzögerungslauten verzichtet. Dieser Verschriftlichung des erhobenen Materials folgte eine erste Analyse im Sinne einer Markierung des Textes durch Stichworte, die im Interviewleitfaden bereits feststanden. Diese erste theoriegeleitete Analyse wurde Satz für Satz in jedem Interviewtext durchgeführt. Als weiterer Schritt wurden die Texte anhand einer induktiven Vorgehensweise wiederum satzweise bearbeitet und mit Stichwörtern markiert. Durch diese Markierungen einzelner Textpassagen und in weiterer Folge durch die Vergabe einzelner Codes erfolgte die gesamte Codierung der Texte. Mittels der Codierung einzelner Textstellen konnten die zentralen Themen der Erhebung erarbeitet und mit Originalzitaten belegt werden, wie es auch von Witzel vorgeschlagen wird (vgl. Witzel 2000). Bei der anschließenden Textinterpretation gilt es noch zu erwähnen, dass der Rahmen für die Interpretation durch den/die ForscherIn und den Aufbau eines themen- bzw. problemzentrierten Interviews mitgestaltet wird (vgl. Witzel 1985: 242).

1.3.2 Vorbereitung und Durchführung der Datenerhebung

Für die Interviews, die konkret im Rahmen dieser Arbeit durchgeführt worden waren, erfolgte im Vorhinein eine ausführliche Literaturrecherche im Sinne der bereits beschriebenen Vorbereitung der problem- bzw. themenzentrierten Interviewform. Diese Recherche war die Basis für die Konzeption eines Interviewleitfadens, nach welchem die einzelnen Interviews gestaltet wurden. Dabei ist der verwendete Leitfaden als ein theoretischer Rahmen zu verstehen, innerhalb dessen relevante und interessante Aspekte, die sich aus dem Vorverständnis ergeben, zur Sprache kamen. An dieser Stelle möchte ich noch erwähnen, dass die verwendete Form des problem- bzw. themenzentrierten Interviews um ein typisches Element des narrativen Interviews ergänzt wurde. In der vorgenommenen Befragung der Interviewpartner ging es in erster Linie um subjektive Wahrnehmungen und Meinungen im Untersuchungsfeld. Dabei stand die Themenzentriertheit im Vordergrund, allerdings nicht in Form einer Diskussion bestimmter festgelegter Annahmen, sondern der Fokus lag auf der Subjektivität. Deshalb wurde die Gestaltung der Interviews durch das Element des Erzählens erweitert, welches charakteristisch für das narrative Interview ist, um subjektiven Assoziationen und Meinungen Platz einräumen zu können und subjektive Wahrnehmungen erfahren zu können: *„Wenn der Erzähler als Akteur (oder Agent) gedacht wird, der fast immer mehrere Handlungsoptionen hat, zwischen denen er entscheiden muß [sic!], scheint es angemessen, das Interview so zu gestalten, daß [sic!] er ausschweifend und assoziativ erzählen kann“* (Sieder 2001: 151). Die Kombination dieser beiden Methoden des themenzentrierten und narrativen Interviews bildete die Basis aller formalen Gespräche[1].

Bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen ging es darum, eine gewisse Variationsbreite des Untersuchungsfeldes zu erfassen[2]. Dabei stand natürlich keinesfalls eine statistische Repräsentativität im Vordergrund, sondern die Absicht, eine bestimmte Heterogenität innerhalb des Untersuchungsfeldes abzubilden, um mögliche Vergleiche, Gemeinsamkeiten oder Kontraste sichtbar zu machen (vgl. Beer 2008: 131). Folgende relevante Kriterien für die Auswahl der GesprächspartnerInnen basieren auf der Grundlage der Literaturrecherche und

[1] Auf die Ergebnisse und die Verarbeitung der erhobenen subjektiven Wahrnehmungen und Meinungen der InterviewpartnerInnen soll in Kapitel 5 eingegangen werden.

[2] Eine Darstellung der Auswahlkriterien bezüglich Geschlecht, Alter, Ausbildung und Arbeitsbereich der befragten Personen findet sich unter Punkt 8 im Anhang dieser Arbeit.

dem darauf aufbauenden Interviewleitfaden. Zum einen erschien mir hinsichtlich des Forschungsziels eine geschlechtsspezifische Differenzierung der GesprächspartnerInnen sinnvoll, deshalb liegt die Konzentration in der Befragung gleichermaßen auf der Meinung von Frauen und Männern. Insofern wurden in einem ausgeglichenen Verhältnis jeweils vier Sozialarbeiterinnen und vier Sozialarbeiter befragt.

Weiters habe ich in der Auswahl der InterviewpartnerInnen darauf geachtet, dass eine Diversität bezüglich des Alters der interviewten Personen gegeben ist. Da es um subjektive Wahrnehmungen und Einstellungen der befragten Personen geht, schien der Aspekt des Alters wesentlich zu sein. Als markante und eingrenzende Eckdaten sollen die Geburtsjahre 1951 und 1986 genannt werden; somit liegt eine Altersspanne von rund 30 Jahren zwischen den interviewten Personen.

Daraus ergibt sich, dass sich die Ausbildungswege der befragten Personen unterscheiden, was ich als ein weiteres Kriterium in der Auswahl berücksichtigte. Hier gilt es, die frühere Ausbildungsform der Sozialakademie (SOZAK) von der aktuellen Ausbildung in einem Studiengang an der Fachhochschule (FH Campus) zu unterscheiden, wobei diese Form der Ausbildung im Zuge des Bologna-Prozesses neuerdings differenziert werden muss. Auch diesbezüglich ist eine ausgeglichene Anzahl der Befragten von vier AbsolventInnen der Sozialakademie sowie vier AbsolventInnen der Fachhochschule gegeben.

Ein weiterer Aspekt, der in der Auswahl der GesprächspartnerInnen Berücksichtigung fand, war jener der unterschiedlichen Handlungsfelder, welche die Soziale Arbeit umfasst. Dabei wollte ich die ausgewählten Personen unabhängig von ihrer derzeitigen Arbeitssituation beziehungsweise von ihren DienstgeberInnen befragen, um eine möglichst gute Vertrauensbasis in der Interviewsituation zu schaffen. So wurden die InterviewpartnerInnen zwar als berufstätige SozialarbeiterInnen, jedoch im vordergründigen Maße als Privatpersonen befragt. Die Tätigkeitsfelder der befragten Personen umfassen die Bereiche *Familie und Jugend*, *Alte Menschen, Wohnungslosen- und Obdachlosenhilfe, Betreutes Wohnen* sowie *Asyl- und Migrationsbereich.*

Darüber hinaus war auch eine geographische Eingrenzung des Forschungsfeldes notwendig, weshalb sich das letzte Auswahlkriterium der InterviewpartnerInnen auf SozialarbeiterInnen aus dem Raum Wien bezieht.

Im Laufe des Forschungsprozesses eröffnete sich die Idee, zusätzlich zur Erhebung persönlicher und subjektiver Wahrnehmungen und Einstellungen von aktuell berufstätigen SozialarbeiterInnen auch die Perspektive zweier öffentlicher VertreterInnen und AnsprechpartnerInnen der Sozialen Arbeit in das Untersuchungsfeld einzubringen. Eine solche „offizielle" Perspektive sollte in Form von Meinungen und Wahrnehmungen von Personen, die in diesem Bereich tätig sind, repräsentiert werden. Infolgedessen wurden zwei Gespräche mit Expertinnen aus dem Ausbildungsbereich sowie aus dem Berufsbereich geführt[3].

Ein erster Zugang zum Untersuchungsfeld führte in jedem Fall über dritte Personen, welche die Vermittlung der potentiellen GesprächspartnerInnen ermöglichten. Die direkte Kontaktaufnahme zu den InterviewpartnerInnen erfolgte dann für gewöhnlich per Email. In dieser schriftlichen Form formulierte ich eine kurze Vorstellung meiner Person und meines Anliegens, ob die Möglichkeit zu einem persönlichem Gespräch bestünde. Im Rahmen dieser Erstinformationen wurde den Personen auch der Rahmen der konkreten Interviewsituation, das Forschungsvorhaben sowie der Umgang und die Verwendung der erhobenen Daten näher geschildert (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 66).

Die Interviews fanden meistens in Räumlichkeiten am Arbeitsplatz der betreffenden Personen statt oder anderenfalls in ruhiger Atmosphäre in öffentlichen Cafés. Die durchschnittliche Dauer der Gespräche belief sich mindestens auf eine Stunde. Der Rahmen des Interviewablaufes wurde durch die im Vorfeld erarbeiteten und relevanten Themenbereiche gegliedert. Alle GesprächspartnerInnen waren damit einverstanden, die Befragung mit einem Diktiergerät aufzunehmen, um die spätere Transkription als Basis einer Auswertung des Materials möglich zu machen. In einigen Fällen kam es nach den Interviews noch zu informellen Gesprächen, die nicht mehr aufgezeichnet, jedoch indirekt auf die jeweilige Interviewbegegnung wirkten. Die Erzählbereitschaft der befragten Personen wurde von mir als unterschiedlich und situationsabhängig wahrgenommen. Die kontinuierliche Bemühung, eine Atmosphäre des *Gespräches* und nicht der *Befragung* herzustellen, wurde nach anfänglichen Einstiegsfragen in den meisten Fällen durch lange Narrationen belohnt.

[3] Dabei handelt es sich konkret um Gespräche mit FH-Prof.in Dr.in DSA Brigitta Zierer, FH-Professorin im Masterstudiengang „Sozialwirtschaft und Soziale Arbeit" sowie in der Lehre im Bachelor-Studiengang „Soziale Arbeit" an der Fachhochschule Campus Wien tätig und DSA Maria Elisabeth Moritz Vorsitzende des Vorstands des Berufsverbandes der Sozialarbeiter in Österreich. Die Darstellung der Gespräche erfolgt unter dem Punkt 4.5 dieser Arbeit.

2. Von Natur und Kultur: Kultur- und sozialanthropologische Verortung

Im diesem einleitenden theoriebezogenen Kapitel wird der kultur- und sozialanthropologische Zugang zur Thematik dieser Arbeit diskutiert und die theoretische Verortung innerhalb der Disziplin der Kultur- und Sozialanthropologie sowie die eigene Position dazu näher ausgeführt. Die wesentlichen theoretischen Konzepte, die sowohl die Grundlage dieser Arbeit bilden, als auch den Konnex und die Relevanz der historischen Ausführungen im weiteren Vorgehen argumentieren sollen, werden dargestellt. Im Zentrum dieser Arbeit stehen die Begriffe „Frau" und „Weiblichkeit" sowie die damit verbundenen Assoziationen auf gesellschaftlicher Ebene und deren Konsequenzen für das Verhältnis von Geschlechterbeziehungen und damit verbundenen Rollenzuschreibungen.

Dabei möchte ich gleich zu Beginn festhalten, dass im Zuge dieser Arbeit nicht von „der Frau" oder „dem Mann" und deren Verhältnis zueinander gesprochen werden soll. Entsprechend einer kultur- und sozialanthropologischen Positionierung wird vielmehr davon ausgegangen, dass es keine universal gültigen Erklärungsmodelle für „die Frau", „den Mann", Geschlecht und Geschlechterbeziehungen gibt. Soeben genannte Konzepte sollen hier als Kategorien verstanden und verwendet werden, allerdings als keine global feststehenden, sondern als Kategorien, die im jeweiligen Kontext unterschiedlich konstruiert und nicht universal analysierbar sind. Kategorien wie „Frauen", „Männer", *„gender"* als kulturell konstruiertes Geschlecht sowie *„sex"* als biologisches und auch als kulturell konstruiertes biologisches Geschlecht, sollen als kulturspezifische Konstruktionen erkannt sein. Dabei gilt es auch die Dimensionen von Differenz sowohl auf Ebenen unterschiedlicher kultureller Kontexte als auch auf den Ebenen *zwischen* sowie *innerhalb* dieser Kategorien mitzudenken (vgl. Hauser-Schäublin/Röttger-Rössler 1998: 7-18).

Vor diesem Hintergrund werden im Folgenden jene theoretischen Konzepte und damit verbundenen Aspekte vorgestellt und diskutiert, die für diese Arbeit wesentlich und relevant sind. Allen voran steht hier ein Konzept einer Konstruktion von Frau und Weiblichkeit, welches eben als „ein" Konzept gilt und hier näher besprochen und analysiert wird: *„Die Vorstellungen, Attribute, Tätigkeiten, angemessenen Verhaltensweisen, die mit Frauen in Verbindung gebracht werden, sind jeweils für eine Kultur oder eine historische Epoche spezifisch. Was die Kategorie*

„Frau" oder, im selben Zusammenhang, die Kategorie „Mann" in einem bestimmten Zusammenhang bedeuten, muß [sic!] untersucht und darf nicht einfach vorausgesetzt werden" (Moore 1993: 95-96)[4].

Im Zentrum meiner Ausführungen steht jenes Konzept, dessen Basis die Polarisierung von Weiblichkeit und Männlichkeit entsprechend entgegengesetzten Assoziationen bildet und somit ein Erklärungsmodell für den Status und die Beziehung von Frauen und Männern zu liefern versucht. Ausgehend von der Zuschreibung dichotomer Kategorien wird ein Bild von Weiblichkeit sowie im Gegenzug von Männlichkeit entworfen, das für die vorliegende Arbeit relevant ist. Konkret liegt hier die Betonung auf dem vorgestellten Weiblichkeitskonzept, das die Grundlage für die Konstruktion jener Kategorie Frau bildet, die im Mittelpunkt meiner Darstellungen steht. Die wesentlichen Aspekte, die dieser Konstruktion zugrunde liegen, stellen die Oppositionspaare *Natur und Kultur* sowie *Privatheit und Öffentlichkeit* dar. Diese werden jeweils mit Weiblichkeit und Männlichkeit assoziiert und über eine weitere Dichotomie, nämlich jene der *Reproduktion und Produktion*, argumentiert und begründet.

Im folgenden Kapitel werden das ausgewählte Konzept zur Konstruktion von Weiblichkeit und in weiterer Folge die daraus entstehende Kategorisierung des Begriffes der Frau, die in diesen Ausführungen im Zentrum stehen, vorgestellt. Zunächst erfolgen aber eine Kontextualisierung der theoretischen Verortung dieses Konzeptes und später eine kritische Reflexion dessen. Wie bereits erwähnt, handelt es sich nicht um universal gültige Modelle, sondern um kulturspezifische Konstruktionen, die in einen räumlichen, zeitlichen und ideengeschichtlichen Kontext eingebettet, verstanden und diskutiert werden müssen. Daraus ergibt sich, dass es nicht um „eine" Definition von Frau gehen kann, sondern *„(…) um die Dimensionen der komplexen kulturellen Konstruktionen der Kategorien „Männer" und „Frauen" und deren kulturimmanente Bedeutungen (…)*" (Hauser-Schäublin 1991: 12).

[4] Originalzitat: *"The images, attributes, activities and appropriate behaviour associated with women are always culturally and historically specific. What the category 'woman', or, for that matter, the category 'man', means in a given context has to be investigated and not assumed"* (Moore 2003: 7).

2.1 Kontextualisierung in der Anthropologischen Theorienlandschaft

Zunächst werden die wesentlichen theoretischen Aspekte der Entstehungsgeschichte der Anthropologischen Frauen- und Geschlechterforschung dargestellt und die unterschiedlichen Phasen der Entwicklungen sowie die wichtigsten Impulse für Veränderungen beleuchtet. Die Feministische Anthropologie kann generell in drei Hauptströmungen eingeteilt und skizziert werden: Die erste Phase wird als die sogenannte *Anthropology of Women* bezeichnet und hat sich Anfang der 1970er Jahre zu einer systematischen Frauenforschung entwickelt. Das Anliegen der Forscherinnen war ein „Sichtbarmachen" von Frauen in der männlich dominierten Disziplin und Forschung. Mit dem Ziel, Frauen eine eigene Stimme zu verleihen, sollte dem sogenannten *male bias*, der männlichen Voreingenommenheit innerhalb der Ethnologie, entgegengewirkt werden.

Charakteristisch für diese erste Phase der Frauenforschung war die Beschäftigung mit der Position der Frau und dem Verhältnis der Geschlechter zueinander. Zwei Strömungen von Forscherinnen sind hier zu nennen. Zum einen die strukturalistisch orientierte Strömung, welcher auch Sherry B. Ortner und Michelle Rosaldo angehören, welche von einer universellen Asymmetrie der Geschlechter ausgehen, die ihre Erklärung in den binären Klassifikationen der strukturalen Anthropologie fand. Zum anderen versuchten Vertreterinnen der marxistisch orientierten Strömung, allen voran Eleanor Leacock, das strukturalistische Erklärungsmodell aufzulösen, indem sie Aspekte, wie jenen der politischen Ökonomie, in die Analyse des Geschlechterverhältnisses miteinbezogen und dadurch nicht von einem universellen asymmetrischen Verhältnis der Geschlechter ausgingen (vgl. Luig 2006: 310-312). Eleanor Leacocks Forschungen trugen in diesem Zusammenhang zu einer maßgeblichen Perspektivenerweiterung bei. Sie zeigte auf, dass in egalitären Gesellschaften „Geschlecht" ein Produkt von sozialen Verhältnissen sein kann und demnach keine biologische Determinante ist. Als Kritik dieser Dekade der Frauenforschung bleibt das Argument zu nennen, dass all diese Ansätze Frauen und Männer als Kategorien verstehen, die biologisch definiert sind (vgl. Fuchs/Nöbauer/Zuckerhut 2001: 177-178).

Durch Kritik an den Thesen der anthropologischen Frauenforschung fand in den 1980er Jahren eine Konsolidierung der Forschung und ein damit einhergehender Paradigmenwechsel statt, der zur Weiterentwicklung und zur Ausbildung der anthropologischen Geschlechterforschung

führte. Im Zentrum dieser Phase der feministischen Anthropologie steht die Unterscheidung von *sex* als biologisches Geschlecht und *gender* als kulturelles Geschlecht. Durch den Erkenntnisgewinn und der Kritik an der vorangehenden Forschungsphase, wonach Geschlecht nicht als fix gegeben und feststehend angenommen werden kann, sondern jeweils durch emische Kategorien in einer Gesellschaft zu definieren ist, bedarf es nun einer Analyse von Bedeutungszuschreibungen im jeweiligen kulturellen Kontext, um „Frausein" oder „Mannsein" definieren zu können. Die Bedeutungen von *sex* und *gender* in einer Gesellschaft lassen sich erst in Beziehung zu anderen relevanten, wie zum Beispiel politischen, ökonomischen oder sozialen Aspekten, erklären und können nicht isoliert betrachtet werden. Somit wird *gender* als eine relationale Kategorie und als eine kulturelle Konstruktion verstanden. Dieses prozesshafte Verständnis von Geschlecht lässt neue und vielfältige Möglichkeiten und Variationen von Weiblichkeit und Männlichkeit zu, die der These des Geschlechterdualismus entgegentreten (vgl. Luig 2006: 313-314).

Hier gilt es, Gayle Rubin als eine der bedeutenden Kulturanthropologinnen zu erwähnen, welche in ihrer Theorie davon ausgeht dass, *„(…) Frauen und Männer nicht ‚geboren' werden, sondern daß [sic!] ‚Männlichkeit' und ‚Weiblichkeit' vielmehr in gesellschaftlichen Prozessen geformt werden*" (Fuchs/Nöbauer/Zuckerhut 2001: 178). Die sich durchsetzende Trennung von *sex* und *gender* in dieser Forschungsdekade zog später auch Theorien nach sich, wie etwa jene von Judith Butler (1990), die sich kritisch mit der Konstruktion von Geschlecht auseinandersetzte. Sie geht davon aus, dass auch *sex* (als biologisches Geschlecht) erst im Diskurs entsteht und somit als konstruiert gilt, was wiederum die Aufhebung der Unterscheidung von *sex* und *gender* nach sich zieht, sodass nur *gender* als relevant gilt. Butler argumentiert ihre Theorie über die Sprache, indem sie formuliert, dass Geschlecht keine Realität habe, sondern erst durch das Sprechen erzeugt und immer neu produziert werde (vgl. Luig 2006: 317). Auch wurde die Kategorie *gender* von einigen Kulturanthropologinnen kritisiert, da *gender* einen Teil der dichotomen Kategorien von *sex* und *gender* bilde und *sex* auf der Tatsache von Biologie begründet sei, welche wiederum als ein Konstrukt westlicher Denkmodelle betrachtet wird (vgl. Fuchs/Nöbauer/Zuckerhut 2001: 179).

Wesentlich für die dritte Hauptströmung in der feministischen Anthropologie ist der Aspekt der Differenz. Dabei geht es in erster Linie nicht nur mehr um die Differenzen *zwischen* Geschlechtern, sondern um die Differenzen *innerhalb* von Geschlechtern. Es wird danach

gefragt, inwieweit Formen der Differenz, wie zum Beispiel Religion, Ethnizität oder *race,* auf Geschlechterdifferenzen wirken. Es wird postuliert, dass Geschlechterdifferenz isoliert betrachtet, ohne die anderen möglichen Differenzformen in der Analyse mitzudenken, als verzerrt oder überbewertet gelte und nicht der realen Geschlechterdifferenz entspreche. Somit könnten die Kategorien Frauen und Männer nicht mehr als homogene Kategorien angenommen werden. Dieser Ansatz der Differenz betont die Geschlechtsidentität als etwas Prozesshaftes und nicht als feststehende Entität. Hier gilt es Henrietta Moore zu erwähnen, welche die Begrifflichkeiten der vorhin genannten *differences between* und *differences within* geprägt hat (vgl. Hauser-Schäublin/Röttger-Rössler 1998: 16-18).

Durch die Kritik von Schwarzen Feministinnen, den sogenannten *Women of Color* an den Universalismustheorien der sogenannten „weißen" und „westlichen" Forscherinnen und Feministinnen wurde der sich etablierende Differenz-Ansatz initiiert und maßgeblich in die Theorienlandschaft integriert. Ausgehend von den Differenzen zwischen Frauen, die eben nicht die gleichen Erfahrungen teilen und in jeweils unterschiedliche Kontexte gebettet sind beziehungsweise nicht dieselbe Unterdrückung erfahren haben, sprechen sie von multipler Unterdrückung und den unterschiedlichen Achsen der Unterdrückung. In diesem Zusammenhang betonen sie die bereits erwähnten Formen der Differenz, die ineinander wirken (vgl. Fuchs/Nöbauer/Zuckerhut 2001: 181-182): *„Dies bildet auch den Hintergrund zur Neudefinition von gender als eine Kategorie, die grundsätzlich ‚relational' und ‚historisch situiert' ist"* (ebd. 182). Historische und kulturelle Kontexte werden in die Analyse miteinbezogen und Geschlecht wird weder als kulturelle noch als soziale Tatsache definiert; somit können auch Geschlechterrollen und Geschlechteridentitäten als Konstrukte angesehen werden: *„(…) es gilt das Zustandekommen und Funktionieren von >Frau</ Weiblichkeit in Relation zu >Mann</ Männlichkeit in bestimmten historischen, sozialen und kulturellen Kontexten zu analysieren"* (Rippl 1993: 17).

2.2 Strukturalistisches Weiblichkeitskonzept

Das vorgestellte Konzept zur Konstruktion einer Kategorie Frau ist in der frühen Theorienlandschaft der feministischen Forschung in der Ethnologie - heute Kultur- und Sozialanthropologie - anzusiedeln. Wie bereits ausgeführt, war die sogenannte *Anthropology of Women* die erste Phase der ethnologischen Frauen- und Geschlechterforschung in den 1960er und den 1970er Jahren. Ausgehend von der Absicht, Frauen in das Zentrum der Forschung zu rücken und somit der männlichen Voreingenommenheit, dem sogenannten *male bias* innerhalb der Forschung und der Disziplin entgegenzuwirken, entwickelten sich die ersten Diskussionen einer feministischen Anthropologie. Im Fokus dieser standen die Position und Rolle der Frau sowie damit einhergehend die These der universellen Unterordnung der Frau (vgl. Fuchs/Nöbauer/Zuckerhut 2001: 175-176).

In diesem Zusammenhang stellt die Theorie von Sherry B. Ortner (1974) die wesentlichen Aspekte des hier besprochenen Konzeptes von Weiblichkeit dar[5]. Dichotomien wie *Natur* und *Kultur* sowie *privat* und *öffentlich* werden als universale Kategorien formuliert und in einem hierarchischen Verhältnis mit Weiblichkeit und Männlichkeit assoziiert. So wird die Frau als der Natur näher stehend und der häuslichen, privaten Sphäre verbunden, bezeichnet. Im Gegensatz dazu wird der Mann als der Kultur näher stehend bezeichnet und der öffentlichen Sphäre zugeordnet. Diesen Oppositionen liegt die Polarisierung der Bereiche von *Reproduktion* und *Produktion* zugrunde. Die Frau wird aufgrund ihrer Fähigkeit zur Reproduktion mit den Assoziationen Natur und Privatheit kategorisiert, der Mann durch seine Tätigkeiten im produktiven Bereich mit Kultur und Öffentlichkeit. Die hierarchische Ordnung der beiden Kategorien entsteht durch die Auffassung der Unterordnung der Natur durch die Kultur. Die Kultur gilt als die Natur dominierend, kontrollierend und auch transformierend. Somit wurde auch die These der universellen Unterordnung der Frau versucht zu erklären (vgl. Hauser-Schäublin/Röttger-Rössler 1998: 12): *„Ausgehend von der Vorstellung, daß [sic!] symbolische Ordnungen universell durch Oppositionen wie Natur/Kultur, privat/öffentlich und Frau/Mann strukturiert sind, waren einige feministische Kulturanthropologinnen zum Schluss gekommen, daß [sic!] alle Gesellschaften und Kulturen die „Frau" der „Natur" bzw. der „privaten Sphäre" zuordnen; Frauen seien daher universell unterdrückt"* (Fuchs/Nöbauer/Zuckerhut 2001: 176).

[5] Die ausführliche Darstellung dieser Theorie von Sherry B. Ortner findet unter dem Punkt 2.3 dieser Arbeit statt.

2.2.1 Wesentliche Aspekte der strukturalen Anthropologie

Der Strukturalismus als theoretische Position innerhalb der ethnologischen Forschung bildet die Basis der Ausgangsüberlegungen für universelle dichotome Kategorisierungen. Der Strukturalismus gilt als ein klassischer Forschungsansatz, der eine Generation von ForscherInnen in den 1970er Jahren geprägt hat. Claude Lévi-Strauss gilt als der bekannteste und einflussreichste Vertreter dieser theoretischen Richtung. Nach Lévi-Strauss liegt jeder Kultur ein Beziehungsgeflecht zugrunde, eine Struktur. Anhand von spezifischen kulturellen Phänomenen werden Ausdrücke dieser Struktur beziehungsweise deren charakteristischen Erscheinungen beobachtbar. Die Struktur selbst bleibt im Unbewussten verborgen und lässt sich nur über tatsächliche Formen analysieren. Somit ist die Struktur ein theoretisches Modell, ein symbolischer Charakter, der nicht empirisch erfassbar beziehungsweise beobachtbar wird.

Für Lévi-Strauss ist die Grundstruktur der menschlichen Kulturen gleich, da die Ordnung der Welt jeder Kultur Ausdruck des menschlichen Gehirns ist und die biologische Funktion des Gehirns bei allen Menschen dieselbe ist, nur manifestiert sich Kultur eben auf unterschiedliche Art und Weise. Somit kann der Strukturalismus einen Kulturvergleich ermöglichen, da sich dieser als ein Vergleich der Strukturen erweist. Die Basis der strukturalen Anthropologie sind binäre Oppositionen, welche die Welt ordnen und klassifizieren, wie zum Beispiel *Frau* und *Mann*, *Reproduktion* und *Produktion*, *Natur* und *Kultur*, *privat* und *öffentlich*. Die sogenannte Strukturanalyse ist die Methode des Strukturalismus, die in ihrer Technik in mehrere Aspekte gegliedert ist und letztendlich die Struktur beobachtbarer Phänomene aufzeigen soll (vgl. Haller 2005: 53). Somit gilt der französische Strukturalismus nach Claude Lévi-Strauss, wonach sich in allen Kulturen universelle Grundstrukturen feststellen lassen, als eine universalistische Kulturtheorie, auf welcher die Möglichkeit der Vergleichbarkeit von Kulturen aufbaut (vgl. ebd. 33). Ein Kritikpunkt an den Ausführungen von Lévi-Strauss besteht in diesem Zusammenhang darin, dass er in den Strukturen einer Kultur die Wirklichkeit ihrer Beschaffenheit sieht, während jedoch Individuen und deren gelebte Realität in der Strukturanalyse keinen Eingang finden und als nicht relevant erscheinen (vgl. ebd. 53).

2.2.2 Verständnis von Kultur als Gegensatz zu Natur

Ganz allgemein leitet sich das Wort Kultur vom Lateinischen Verb *colere* ab, das in seiner wörtlichen Bedeutung „pflegen“ und „bebauen“ meint. Zunächst bezog sich das Wort auf den Ackerbau sowie auf die Viehzucht. Später wurde die Bedeutung und Verwendung des Wortes

auf eine zweite Ebene übertragen im Sinne einer *cultura animi,* wodurch ein Zusammenhang mit der Bildung und Erziehung des menschlichen Geistes hergestellt wurde. Eine Problematik, die sich aus der Verwendung des Begriffes ergibt, ist der unterschiedliche Gebrauch mit ebenso unterschiedlichen Bedeutungen. Zum einen gibt es alltäglich gebräuchliche Varianten des Begriffes im Sinne von *Kunst als Kultur*. Aber auch *Kultur* als Merkmal von Menschen einer bestimmten Zugehörigkeit prägen den Begriff. Oft wird der Begriff im Plural gebraucht und für die Benennung einer Gemeinschaft oder einer Ethnie verwendet. *Kultur* kann aber auch als ein wissenschaftliches Konzept verstanden werden. Auf dieser Verwendung und Bedeutung des Begriffes soll hier der Schwerpunkt liegen (vgl. Beer 2006: 60-61): „Kultur *ist nach wie vor einerseits der wichtigste Gegenstand, andererseits ein Erklärungsversuch menschlichen Verhaltens in der Ethnologie- so umstritten der Begriff auch sein mag*" (ebd. 60).

In der Kultur- und Sozialanthropologie gibt es keine einheitliche Definition des Begriffes der Kultur. Grundsätzlich kann gesagt werden, dass Kultur als dynamischer Prozess und als konstruierte Realität von Menschen in einem bestimmten Kontext verstanden werden kann. Ebenso sind die Auffassungen vom Begriff der *Natur* kulturell geprägt und somit vom spezifischen Kontext einer Gesellschaft abhängig. *„Unter Kultur versteht man heute im weitesten Sinne oft das, was Menschen tun, um sich in natürl.[ichen] oder künstl.[ichen] Umwelten zu behaupten"* (Haller 2005: 29) lautet eine allgemeine Definition. Edward B. Tylers (1871) Versuch einer Definition des Kulturbegriffes war in der Ethnologie von maßgeblicher Bedeutung aufgrund der umfassenden Erläuterungen, die die Totalität des Begriffes der Kultur miteinbeziehen (vgl. ebd. 2005: 29-31): *„Culture or Civilization […] is that complex whole which includes knowledge, belief, art, morals, law, custom, and any other capabilities and habits acquired by men as members of society"* (Tyler, zit. nach Haller 2005: 31).

Kultur als wissenschaftliches Konzept innerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie kann als offenes und dynamisches System gesehen werden. Aufgrund der Komplexität des Kulturbegriffes und keiner einheitlich möglichen Definition sollen einige Aspekte im Sinne von Merkmalen, die den Begriff von Kultur charakterisieren, genannt werden. Dabei halte ich mich an die von Bettina Beer (2006) formulierten gemeinsamen Grundannahmen, die den Kern der meisten Definitionsversuche von Kultur bilden. Als ein Aspekt kann hier festgehalten werden, dass kulturelles Verhalten generell als erlerntes Verhalten zu verstehen ist. Weiters kann Kultur als überindividuell angesehen werde, das heißt mehrere Menschen teilen eine Kultur. In diesem

Zusammenhang ist der Begriff der Enkulturation zu nennen, der das Erlernen kultureller Verhaltensmuster beschreibt. Einen dritten wesentlichen Punkt im Verständnis des Kulturbegriffes stellen die Dynamik und der Wandel desselbigen dar. Kultur gilt als historisch entstanden, nicht statisch und sich ständig verändernd und modifizierend. Kultur kann ebenso in ihren einzelnen Merkmalen empirisch erfasst werden. Diese einzeln erfassten Merkmale wiederum vereinen sich zu einem strukturierenden Ganzen, das je nach theoretischer Richtung als Bedeutungsgewebe, System, Ordnung, Muster oder Struktur bezeichnet wird. Dieses Ganze, die Gesamtheit einzelner Merkmale, hat keine klaren Grenzen. Eine weitere Grundannahme bezüglich des Kulturbegriffes lautet, dass dessen Ränder nur unscharf erkannt und die Grenzen ständig verändert werden können. Auch kann Kultur nicht als ein homogenes Ganzes betrachtet werden; es gibt innerhalb von Kulturen auch Subkulturen, sowie individuelle Aspekte, die eine Abweichung charakterisieren können. Als letzter Punkt soll noch die Annahme genannt werden, dass Kultur keine wahre und ewig währende Bedeutung hat, sondern als eine Abstraktion verstanden werden soll (vgl. Beer 2006: 66-67).

Abschließend soll nach diesen Definitionselementen des Kulturbegriffes in der Kultur- und Sozialanthropologie noch eine allgemeine und zusammenfassende Formulierung genannt werden: *„Mit Kultur sind Lebensweisen menschlicher Gemeinschaften, ihre Werte, Normen, Kenntnisse, Denkweisen und Verhaltensmuster gemeint“* (ebd. 53).

2.3 Zur Konstruktion von Weiblichkeit: Natur und Kultur

Im folgenden Teil wird das Konzept, das für die hier relevante Konstruktion von Weiblichkeit ausschlaggebend ist, näher dargestellt. Im Zentrum der Ausführungen steht der theoretische Beitrag von Sherry B. Ortner *„Is Female to Male as Nature is to Culture?“* (1974). Die Autorin geht darin von einem als universell angenommenen niedrigeren Status von Frauen (gegenüber jenem von Männern) aus und diskutiert diesbezüglich ein Erklärungsmodell, in dem die Dichotomie von Natur und Kultur im Mittelpunkt steht. In ihrer These argumentiert sie die Assoziation der Frau mit der Natur sowie die des Mannes mit der Kultur und begründet so den angenommenen zweitrangigen Status von Frauen. Ortner bezieht sich in ihren Ausführungen auf strukturalistische Grundannahmen nach Claude Lévi-Strauss, wonach binäre Klassifikationen die Basis für die dichotomen Assoziationen bilden. Im Weiteren stützt sich die Autorin auch auf die Ausführungen von Simone de Beauvoir, die sich bereits zuvor aus philosophischer Perspektive mit der Thematik auseinandersetzte (vgl. Rajkovič 1989: 20).

“The secondary status of woman in society is one of the true universals, a pan-cultural fact”[6]

Ortners Ausgangspunkt bildet die Annahme, dass der sekundäre Status von Frauen eine universelle Tatsache ist. Dabei erkennt sie biologische Faktoren nicht als irrelevant an, geht aber nicht von einem biologischen Determinismus aus. Sie geht davon aus, dass es zwar unterschiedliche kulturspezifische Vorstellungen und Bedeutungszuschreibungen bezüglich einem Verständnis von Frauen gibt, ihr sekundärer Status allerdings eine universale Gemeinsamkeit und Tatsache ist. Dabei betont Ortner ihre Ebene der Analyse als eine, auf der sie von einer kulturellen Bewertung der Frau ausgeht, die von einer spezifischen Kultur abhängig ist und vielfältig sein kann. In ihrer Argumentation bezieht sie sich nicht auf vergleichende kulturspezifische Fakten, die sie als Beweis für den universellen Status von Frauen erkennt, sondern auf die von ihr formulierte Tatsache, wonach Kultur als ein System existiert, in welchem Bewertungen wie „untergeordnet“ oder „übergeordnet“ an Bedeutung erlangen. Die universale Unterordnung der Frau versucht Ortner nun im Kontext anderer vorhandener Universalien zu erkennen. Sie versucht den Aspekt in der Struktur zu erfassen, der jeder Kultur mit ihren spezifischen Formen zugrunde liegt und welcher zu einer niedrigeren

[6](Ortner 1974: 67).

Bewertung der Frau führt und dadurch ihren sekundären Status begründet (vgl. Ortner 1993: 27-32). So formuliert sie ihre These folgendermaßen:

"Specifically, my thesis is that woman is being identified with- or, if you will, seems to be a symbol of- something that every culture devalues, something that every culture defines as being of a lower order of existence than itself" (Ortner 1974: 72).

Ortner sieht die kulturelle Identifikation oder Symbolisierung der Frau mit der Natur als entscheidenden Aspekt in ihrer These. Sie stellt den Begriff der Natur jenem der Kultur gegenüber. Indem sie Kultur als generelles menschliches Bewusstsein sowie die kognitiven und technologischen Erzeugnisse daraus versteht, erkennt sie im Begriff der Kultur den Versuch, sich die Kontrolle über die Natur zu sichern. Ortner betont die verwendete Kategorisierung der Begrifflichkeiten von Natur und Kultur und macht auf die problematische Grenzziehung zwischen den beiden Kategorien in der Realität aufmerksam. Durch die Universalität von Ritualen begründet sie dennoch die Unterscheidung von Naturzustand und Kulturzustand in jeder Kultur und formuliert ihre These weiter, indem sie von einer Unterscheidung *„(…) der Handlung der Natur und der Handlung der Kultur [des menschlichen Bewusstseins und seiner Produkte] (…)"*(Ortner 1993: 33) spricht, die jeder Kultur implizit ist. Die Unterscheidung von Natur und Kultur erläutert sie weiter, indem sie davon ausgeht, dass die Kultur der Natur in dem Sinne überlegen ist, als dass sie dazu fähig ist *„Natur zu transformieren, sie zu >sozialisieren< und zu >kultivieren<"* (ebd. 34). Die pankulturelle Tatsache des sekundären Status der Frau formuliert Ortner nicht in einer konkreten Identifikation oder Symbolisierung der Frau mit der Natur, da auch Frauen mit kulturellen Aspekten ihrer Lebenswelt verbunden sind. Sie ordnet die Frau als der Natur näher stehend und direkter mit ihr verbunden ein (vgl. ebd. 34):

"The Formulation I would like to defend and elaborate on in the following section, then, is that women are seen "merely" as being closer to nature than men. That is, culture (still equated relatively unambiguously with men) recognizes that women are active participants in its special processes, but at the same time sees them as being more rooted in, or having more direct affinity with, nature" (Ortner 1974: 73).

Ihre Behauptung, wonach die Frau als der Natur näher stehend betrachtet wird, versucht Ortner auf drei Ebenen zu diskutieren: Zum einen bezieht sie sich auf den physiologischen

Aspekt, nämlich den Körper der Frau und seine Funktionen, zum anderen auf die dadurch entstehenden sozialen Rollen, die Frauen inne haben, und letztendlich auf die psychische Struktur von Frauen, die aus den genannten Komponenten resultiert. Somit sieht sie auf der physischen Ebene den Ausgangspunkt für die Gestaltung auf der sozialen Ebene, die wiederum Konsequenzen auf der psychischen Ebene mit sich bringen (vgl. Ortner 1993: 34-35).

„Woman´s physiology seen as closer to nature"[7]

In diesem ersten Argumentationsstrang auf der physiologischen Ebene bezieht sich Ortner auf Simone de Beauvoir (1949), die in ihrem Werk „Das andere Geschlecht" davon ausgeht, dass die Frau mit ihrem Körper und dessen Funktionen stärker von der Natur abhängig ist als dies Männer sind[8]. Dabei bezieht sie sich auf die von de Beauvoir diskutierte physiologische Struktur der Frau und ihre Funktion als Reproduzentin. *„Die Frau steht mehr als der Mann in der Abhängigkeit von der Art"* (de Beauvoir, zit. nach Ortner 1993: 35), so formuliert Simone de Beauvoir ihre Annahme. Ortner fasst de Beauvoirs Gedanken zusammen und definiert die Frau über ihren Körper und die Funktion zur Reproduktion als von der Natur abhängiger. Im Gegensatz dazu sieht sie den Mann als kulturelles Geschlecht. Er erlangt seine Kreativität nicht natürlich, sondern künstlich und drückt sie durch Technologie und Symbole aus. Sein Schaffen nimmt ewige Formen an, im Vergleich zur Vergänglichkeit der Menschheit, die von der Frau geschaffen wird. Dies stellt auch den Grund für das höhere Ansehen des Mannes dar. Ortner fügt ihrer Argumentation hinzu, dass die Frau nicht nur als der Natur näher stehend kategorisiert werden kann, sondern ebenso auch ein kulturelles Wesen ist, das an der Kultur Anteil nimmt. Diese Teilhabe an der Kultur begründet Ortner damit, dass die Frau ihre eigene universale Abwertung akzeptiert.

Ortners These kann auf der physiologischen Ebene so zusammengefasst werden, dass die Frau aufgrund ihrer für die Reproduktion notwendigen körperlichen und natürlichen Funktionen mehr als Teil der Natur betrachtet wird beziehungsweise abhängiger von dieser ist als der Mann (vgl. Ortner 1993: 35-38). Dennoch könne die Frau durch ihre Teilhabe an der Kultur nicht gänzlich der Natur zugeordnet werden, deshalb definiert Ortner sie als *„(…) ein Zwischenglied*

[7] (Ortner 1974: 74).

zwischen Kultur und Natur und befindet sich auf der Skala der Naturüberschreitung weiter unten als der Mann" (ebd. 38).

"Woman´s social role seen as closer to nature"[9]

Auf der sozialen Ebene argumentiert Ortner die Nähe der Frau zur Natur über ihre körperlichen Funktionen und die damit verbundenen sozialen Rollen, die sie einnimmt. Sie geht davon aus, dass die physiologischen Aspekte, welche die Frau als Reproduzentin definieren, zu einer Bewegungseinschränkung der Frau im sozialen Kontext führen beziehungsweise dass die Frau und das Handeln der Frau auf Bereiche beschränkt werden, die als der Natur näher stehend bezeichnet werden. Somit sieht Ortner eben nicht nur in den physiologischen Prozessen die Nähe der Frau zur Natur, sondern auch in den sozialen Situationen, die diese Prozesse gestalten. Für die Gestaltung dieser sozialen Rolle führt Ortner den Tätigkeitsbereich der Kinderversorgung und Kinderbetreuung an. Ortner identifiziert Kinder aufgrund ihres gesellschaftlichen Status ebenfalls als der Natur zugeschrieben, was die Naturnähe der Frau noch verstärke. Zusätzlich sieht sie vor allem über die Tatsache der Laktationsperiode[10] die Zuordnung beziehungsweise Beschränkung der Frau auf den familiären und häuslichen Bereich gegeben. Hier nimmt Ortner auf die Arbeit von Michelle Rosaldo[11] (1974) Bezug, die die dichotome Unterscheidung von häuslich beziehungsweise privat zu öffentlich einer entsprechenden Zuordnung zu Frau und Mann vertritt. So wird die Frau mit dem privaten Bereich assoziiert und der Mann mit dem öffentlichen Bereich. Des Weiteren spricht sie hier auch von Claude Lévi-Strauss und seinen Arbeiten und führt diese Opposition als ein Phänomen an, das in jedem sozialen System anzutreffen ist und das der dichotomen Klassifikation von Natur und Kultur zuzuordnen ist. Ebenso führt sie dieselbe Wertung dieser Bereiche für diese beiden Sphären an, somit entspricht die öffentliche Sphäre aufgrund ihrer Einheit als Gesellschaft einer höheren Ebene, als die private Sphäre (vgl. Ortner 1993: 38-41). *„Da die Frau nun mit dem häuslichen Kontext assoziiert wird und in der Tat mehr oder weniger auf ihn*

[9] (Ortner 1974: 76).

[10] Der Begriff der Laktationsperiode bezieht sich auf den Zeitraum der Milchproduktion und dem Versorgen des Säuglings mit Muttermilch (vgl. Ortner 1993: 39).

[11] Rosaldo Zimbalist, Michelle. 1974. Woman, Culture, and Society: A Theoretical Overview. In: Rosaldo Zimbalist Michelle, Lamphere Luise (Hg.). 1974. Woman, Culture, and Society. Stanford, California. Stanford University Press: 17-42.

beschränkt ist, wird sie mit dieser niedrigeren Ordnung des soziokulturellen Bereichs identifiziert" (ebd. 41), lautet Ortners Schluss. Dabei spricht sie nicht von einer konkreten Zuordnung oder Identifikation der Frau und der Familie zur Natur. Sie argumentiert die Frau und die Familie als Repräsentationen von partikularistischen Interessen auf einem niedrigeren Niveau. Hingegen wird der Mann als Repräsentant von universalistischen Interessen auf einem höheren Niveau angesehen. Des Weiteren betont sie auch hier, die Frau nicht ausschließlich der Natur zuzuordnen, da sie in ihrer Rolle im privaten Bereich wiederum auch an kulturellen Prozessen der Lebensrealität teilnimmt. In der Funktion der Frau als primäre Vermittlerin von Sozialisation sowie der Zubereitung von Nahrung in Form von Kochen, sieht Ortner einen Beweis für die Repräsentation kultureller Elemente. Durch die Einbettung dieser Kultivierungsprozesse in den häuslichen Kontext erfolgen nach Ortner diese Umwandlungen von natürlichen Ressourcen in kulturelle Produkte auf einer niedrigeren Ebene, wodurch sie wiederum zum Schluss gelangt, dass die Frau eine Zwischenstellung zwischen Natur und Kultur übernimmt. Somit definiert Ortner die Frau auf dieser sozialen Ebene durch ihre häusliche Bindung und die Fähigkeit zu kulturellen Prozessen im häuslichen Bereich als der Natur näher stehend (vgl. ebd. 41-43).

„Woman´s psyche seen as closer to nature" [12]

Auf der psychologischen Ebene bezieht sich Ortner auf die unterschiedlichen psychischen Strukturen von Frauen und Männern. Dabei geht sie nicht von essentiellen Faktoren im Sinne genetischer Determination aus; sie sieht den Unterschied der psychischen Ausprägungen in Sozialisationsprozessen verankert. Dabei bezieht sie sich auf die Arbeit von Nancy Chodorow[13] (1974) und deren These, dass sich die weibliche Psyche aufgrund eines typisch weiblichen und universalen Sozialisationsprozesses von der männlichen Psyche unterscheidet. Sie bezieht sich weiter auf Chodorow und nennt zwei Unterscheidungspunkte, die die psychischen Strukturen von Frauen charakterisieren und nimmt diese aufgrund bestimmter Aspekte des weiblichen Sozialisationsprozesses als pankulturelles Phänomen an. Zum einen definiert sie die Unterscheidung von relativer Konkretheit im Gegensatz zu relativer Abstraktheit. Die

[12] (Ortner 1974: 81).

[13] Chodorow, Nancy. 1974. Family Structure and Feminine Personality. In: Rosaldo Zimbalist Michelle, Lamphere Luise (Hg.). 1974. Woman, Culture, and Society. Stanford, California. Stanford University Press: 43-66.

dichotomen Klassifizierungen werden hier fortgesetzt, indem sich die weibliche Persönlichkeit über den Aspekt der Konkretheit auszeichnet. Im Gegensatz dazu schreibt sie der männlichen Persönlichkeit den Aspekt der Abstraktheit zu. Zum anderen formuliert Ortner den weiteren Unterscheidungspunkt in der Dimension von relativer Subjektivität im Gegensatz zu relativer Objektivität. Wiederum ordnet sie den Frauen den Aspekt der Subjektivität zu und den Männern jenen der Objektivität (vgl. Ortner 1993: 43-44). Somit sieht sie die Unterschiede zwischen der weiblichen und männlichen psychischen Struktur so *„(…) daß [sic!] Männer objektiver sind und dazu neigen, mit Hilfe relativ abstrakter Kategorien Beziehungen herzustellen, während Frauen subjektiver sind und dazu neigen, mit Hilfe relativ konkreter Kategorien Beziehungen herzustellen (…)“* (ebd. 44).

Auch in der Begründung dieser Ausführungen bezieht sich Ortner weiter auf Nancy Chodorow (1974), die wie bereits erwähnt den Aspekt der Sozialisation als ausschlaggebend für die Unterscheidung von Frau und Mann auf der psychologischen Ebene formuliert. Dabei erkennt sie den wesentlichen Aspekt in der Beziehung der Frau als Mutter zu ihren Kindern und deren Identifikation mit dieser. Dabei erfolgen die Identifikation, Sozialisation und Rollenidentität eines Mädchens in einer direkten Beziehung zur Mutter, wobei es sich um Prozesse handelt, die nicht unterbrochen werden und keine externen Rollenmerkmale aufweisen. Ein Sohn hingegen muss die Identifikation mit der Mutter brechen und eine maskuline Rollenidentität entwickeln. Dazu muss er sich in erster Linie nicht direkt mit dem Vater identifizieren, sondern mit der Position beziehungsweise der Rolle des Vaters. In dieser Ausgestaltung und weiteren Herangehensweise von Beziehungen erkennt Ortner die Frau wiederum als der Natur näher stehend als den Mann (vgl. ebd. 44-45): *„Das heißt, daß [sic!] Frauen dazu neigen, Beziehungen mit der Welt einzugehen, die der Kultur eher >wie Natur< als >wie Kultur< erscheinen (…) die Beziehungen der Frauen neigen dazu, wie die Natur, relativ unmittelbar und direkt zu sein (…)“* (ebd. 45). Basierend auf den Ausführungen von Chodorow erkennt Ortner ebenso auf der psychologischen Ebene die Nähe der Frau zur Natur, die durch soziokulturelle Aspekte begründet ist.

Sherry Ortner versucht in ihrem Ansatz auf den dargestellten physiologischen, sozialen und psychologischen Ebenen die Nähe der Frau zur Natur im Gegensatz zur Kultur, die mit dem Mann assoziiert wird, darzustellen. In der physiologischen Funktion der Frau als Reproduzentin, der Zuordnung der Frau zum häuslichen Bereich sowie der durch die Sozialisation erworbenen

Rolle der Frau, sieht Ortner die kulturell definierte Assoziation der Frau als der Natur näher stehend. Aufgrund der angeführten Aspekte erkennt die Autorin die Frau als tiefer und direkter in der Natur verankert. Allerdings führt Ortner auch die Teilhabe und Funktion der Frau in der Kultur, in kulturellen Prozessen, an. Somit kann nicht gänzlich von einer Zuordnung der Frau zur Natur die Rede sein, vielmehr definiert Ortner die Frau als der Natur näher stehend. Konkret formuliert sie eine Zwischenstellung zwischen Natur und Kultur der Frau. Diese Zwischenstellung bedeutet einerseits die Position zwischen Natur und Kultur sowie andererseits eine vermittelnde Position der Frau zwischen diesen beiden Kategorien. In dieser Zwischenstellung sieht Ortner den Ausgangspunkt sowohl für den Status der Frau als auch für Restriktionen, die mit diesem verbunden sind. Diese Zwischenstellung sieht sie auch als Grund für die Ambiguität weiblicher Symbolik, die subversive Aspekte, wie beispielsweise die der Hexe und der Muttergottheit vereinen, da die Frau eben nicht nur mit Natur, sondern eben auch mit kulturellen Aspekten oder in jeweiligen ethnographischen Kontexten konkret mit Kultur assoziiert wird. Abschließend merkt Ortner an, dass es sich bei ihren Überlegungen um eine kulturelle Konstruktion handelt und nicht um eine natürliche Tatsache. Wie bereits erwähnt, geht es ihr um die Analyse dieser Aspekte in kulturellen Systemen, das heißt es handelt sich um kulturell definierte Zuschreibungen und Assoziationen. Diesbezüglich betont sie auch die Kategorisierung und Unterscheidung von Natur und Kultur als ein kulturelles Produkt (vgl. Ortner 1993: 46-51).

2.4 Natur-Kultur-Debatte: Kritische Betrachtung

Dieser strukturalistische Ansatz des dichotomen Verhältnisses von Natur und Kultur als Analogie zum Verhältnis von Frau und Mann und in weiterer Folge als Erklärung einer universellen Unterdrückung von Frauen, führte auf mehreren Ebenen auch zu kritischen Stellungnahmen. Sherry Ortners vorgestelltes Modell und das strukturalistische Postulat von universalen binären Klassifikationen allgemein wurden in weiterer Folge als Theoriekonstrukte kritisiert, die zum einen als ahistorisch und eurozentrisch bezeichnet wurden sowie in ihren konkreten Ausführungen auch auf theoretischer Ebene als nicht haltbar angeführt wurden (vgl. Luig 2006: 311-312). Eleanor Leacock (1978) kritisierte die These und den strukturalistischen Erklärungsversuch einer universellen Unterordnung der Frau als ein ahistorisches

Analysemodell, welches Aspekte wie Kolonialismus und Imperialismus nicht miteinbeziehe. Infolge ihrer eigenen ethnographischen Forschungen vertrat sie den Ansatz, dass sich Geschlechterbeziehungen durch die europäischen kolonialen Einflüsse veränderten und dass Geschlechterverhältnisse nach ethnozentrischen Vorstellungen der europäischen Forschung erklärt wurden (vgl. Fuchs/Nöbauer/Zuckerhut 2001: 176-177).

Auch Carol P. McCormack (1993) kritisierte Ortners strukturalistisch universalistischen Erklärungsversuch als eurozentrisches Konzept, das von Kategorien ausgehe, die als historische Konstrukte und westliche Denkmodelle definiert werden müssen. Sie führte das Natur-Kultur Konzept als einen klaren ethnozentrischen bzw. eurozentrischen Ansatz an, der im 18. Jahrhundert in Europa als Folge historischer und sozialer Prozesse entstanden ist und zur Etablierung kam. Die dichotomen Kategorien von Natur und Kultur entsprächen einer europäischen Geistesgeschichte, die keine universale Übertragbarkeit und Gültigkeit besitzen kann. Zusammenfassend wurde von McCormack die Dominanz eines Diskurses kritisiert, dessen Basis die europäische Kultur bildet und als unreflektierter und allgemeingültiger Maßstab des Vergleiches herangezogen wird. Weiters kritisierte McCormack Ortners theoretische Ausführungen und widerlegte in ihrer Argumentation die Logik des strukturalistischen Modells. Im Zentrum der strukturalistischen Oppositionspaare steht der Aspekt des Werdens. McCormack nimmt Bezug auf die Analogien des strukturalistischen Erklärungsmodells und führt die Dichotomien *Natur und Kultur*, *wild und zahm*, *roh und gekocht* an und verweist auf die Transformation, die diesen Gegensatzpaaren inhärent ist. Weiter führt sie aus, dass, wenn diese Kategorien um die Kategorien *Frau und Mann* oder *weiblich und männlich* erweitert würden, diese Logik der Oppositionspaare nicht weiter aufrechterhalten werden kann. Da im europäischen Denksystem die Kategorien weiblich und männlich als Differenzierungsmerkmale gesehen werden können, kommt hier der in logischer Weiterführung der genannten Gegensatzpaare dynamische Aspekt nicht weiter zum Tragen. Die Frau transformiert sich nicht zum Mann und entspricht somit nicht der Ordnung der Analogien. Somit widerspricht McCormack der Reduktion einer universalistischen Analogie von Natur und Kultur zu Frau und Mann. Durch ethnographische Beispiele unterstreicht sie weiter ihre These, wonach das Konzept der Dichotomie von Natur und Kultur keine universale Gültigkeit besitze (vgl. McCormack 1993: 55-87).

2.5 Zusammenfassung

Am Ende dieses Kapitels sollen kurz die dargestellten und für die weiteren Ausführungen relevanten Aspekte zusammengefasst werden. Das vorgestellte strukturalistische Modell basierend auf dichotomen Klassifizierungen und Kategorisierungen bildet die Grundlage für das hier relevante Konzept von Weiblichkeit. Ausgehend von einer Konstruktion eines Geschlechterverhältnisses, dessen Grundlage Opposition und Polarisierung von Frau und Mann darstellen, steht die Definition einer Weiblichkeitsvorstellung im Zentrum. Trotz der konkreten Kritik des Modells als ahistorisch, eurozentrisch und auch theoretisch nicht haltbar sowie aktueller kultur- und sozialanthropologischer Forschungsstandpunkte zu Kategorisierungen wie Frau, Mann und gender, macht die vorgestellte Debatte den Schwerpunkt der theoretischen Ausführungen dieser Arbeit aus. Die Konstruktion einer Kategorie Frau und eines Konzepts von Weiblichkeit über die Dichotomien von *Natur* und *Kultur*, *Privatheit* und *Öffentlichkeit* sowie *Reproduktion* und *Produktion* stehen in direktem Zusammenhang mit den weiteren historischen Aspekten, die in dieser Arbeit diskutiert werden. Dieses vorgestellte Konzept von Weiblichkeit soll zum einen als theoretisches Bindeglied zur Thematik der Sozialen Arbeit sowie als deren Entstehungsgrundlage verstanden werden. Wie anfangs bereits erwähnt, handelt es sich nicht um einen universal gültigen Erklärungsversuch, sondern um ein kulturspezifisches Konzept, das innerhalb eines festgelegten Kontextes zu verstehen und zu analysieren ist. Die in diesem theoretischen Teil der Arbeit erläuterten Ausführungen bezüglich kulturell konstruierter dichotomer Geschlechtervorstellungen bilden den theoretischen Hintergrund der im folgenden Kapitel besprochenen konkreten historischen Entwicklungen im Entstehungsfeld der Sozialen Arbeit.

3. Spannungsfeld Sozialarbeit: Historische Kontextualisierung

Im folgenden Kapitel werden die ausgewählten historischen Aspekte erläutert, die ausschlaggebend für die Entstehung und Etablierung von Sozialer Arbeit als sogenannter Frauenberuf sind. Generelle Entwicklungen und spezifische Faktoren, welche relevant für die historische Genese der Sozialarbeit erscheinen, werden aufgezeigt und diskutiert. Diesbezüglich gilt es zu erwähnen, dass länderspezifische Unterscheidungen im historischen Verlauf der Entwicklungen zu beachten sind, die im jeweiligen politischen und sozialen Kontext betrachtet werden müssen. Es wird versucht, Ereignisse und Entwicklungen in Deutschland und Österreich genauer zu beleuchten, welche als generell wichtige und zentrale Faktoren einer Darstellung von Sozialer Arbeit erachtet werden sowie spezifisch relevante Faktoren in Hinblick auf den Themenschwerpunkt der vorliegenden Arbeit. Deshalb liegt der Fokus der Darstellungen auf jenen Aspekten, welche die Sozialarbeit in Zusammenhang mit ihrer Entwicklung als Frauenberuf identifizieren: *„Diese Auseinandersetzung um die soziale Arbeit, ihre Entwicklungen als Profession, ihre historischen, kulturspezifischen und geschlechterorientierten Paradigmen und Konstruktionen, haben sich in bestimmten gesellschaftlichen Kontexten entwickelt und spiegeln so die politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen und die Mikrogefüge der Macht“* (Hasenjürgen/Rohleder 2005: 7).

3.1 Soziale Arbeit und Sozialarbeit

Die Auseinandersetzung mit dem Thema der vorliegenden Arbeit bedeutet zunächst einmal den Versuch einer Erklärung der Verwendung der Begriffe Soziale Arbeit und Sozialarbeit. Im Zuge des Recherchierens der Fachliteratur sowie der Erhebung des Interviewmaterials wurde immer wieder auf diese beiden Begriffe, die sowohl synonym als auch konkret differenzierend verwendet werden, gestoßen. Diesbezüglich sollen hier in einer kurzen Ausführung theoretische Überlegungen angesprochen werden, die generelle Aspekte betreffen und in einer historischen Betrachtungsweise relevant für die Termini Soziale Arbeit und Sozialarbeit sind. Hering und Münchmeier (2007) sprechen in ihrer historischen Aufarbeitung einer Geschichte der Sozialen Arbeit von der Schwierigkeit, deren Gegenstand abgrenzen und bestimmen zu können. Ebenso halten sie weiter fest, dass die Bezeichnung Sozialarbeit nicht eindeutig ist und auch keiner konformen Verwendung unterliegt. Auch lässt dieser Terminus keine klare

Abgrenzung seines Gegenstandes zu; sie sprechen von eher unscharfen Markierungen. Dafür sehen die Autoren folgende möglichen Gründe: Als einen wesentlichen Punkt nennen sie die große Anzahl an unterschiedlichen Bereichen, die das Feld der sozialen Praxis formieren. Aus den historisch anfänglichen Feldern der Fürsorge und Wohlfahrtspflege entwickelten sich die heute gebräuchlichen Begrifflichkeiten wie eben Soziale Arbeit, Sozialarbeit, aber auch Sozialpädagogik, soziale Dienste, soziale Hilfsarbeit, Sozialwesen, psycho-soziale Hilfen oder ein sozialpflegerischer Bereich, um einige Termini der Reichweite dieser Materie aufzuzählen. *„Alle diese Benennungen beziehen sich auf das Feld sozialer Arbeit; sie sind aber nicht völlig kongruent, sondern betonen verschiedene Aspekte oder Bereiche“* (Hering/Münchmeier 2007: 11). Somit machen die Autoren darauf aufmerksam, dass das Feld der Sozialen Arbeit nicht einheitlich und systematisch strukturiert ist und keine eindeutige und klare Trennung von anderen Bereichen möglich ist. Sie definieren den Bereich der Sozialen Arbeit als vielfältige Ausgestaltung mit unscharfen Rändern und Übergängen.

Als einen weiteren Aspekt, der zu Schwierigkeiten bei den Begriffsverwendungen führt, wird die Tatsache genannt, dass einige der aufgezählten Bezeichnungen in Literatur und aktuellen Diskursen nicht synonym verwendet werden, sondern gerade eben zur Betonung von Differenzen. Als markantes Beispiel werden hier die Begrifflichkeiten der Sozialarbeit und der Sozialpädagogik erwähnt. Zur Erläuterung der Unterschiedlichkeit des Gebrauches lassen sich drei theoretische Positionen aufzeigen: Der Identitäts- und Synonymansatz bezeichnet die Richtung, welche keine wesentlichen Unterschiede zwischen Sozialarbeit und Sozialpädagogik macht und die beiden Bezeichnungen als Synonyme verwendet. Unter dem Differenzansatz lässt sich die gegenteilige Annahme zusammenfassen, welche den Unterschied aufgrund theoretischer Aspekte und praktischer Handlungsfelder betont und auf einer differenzierten Verwendung der Termini insistiert. Als dritte Position lässt sich ein Konvergenzansatz nennen. Diese Auffassung geht von einer Entwicklung beider Richtungen aus – also sowohl der sozialarbeiterischen als auch der sozialpädagogischen - die sich historisch betrachtet aufeinander zubewegen und die unterschiedlichen Ausprägungen relativiert.

Als letzte Schwierigkeit die Begrifflichkeiten betreffend nennen die Autoren den Umstand, dass es in der Fachsprache zu kontroversen Auffassungen und unterschiedlichen Begründungen der zentralen Begriffe kommt. Als Grund dafür werden die unterschiedlichen theoretischen, praktischen und politischen Aspekte der Reichweite der Sozialen Arbeit genannt.

Zusammenfassend definieren die Autoren ihre Position und die Basis ihres Werkes als ein Verständnis davon, dass die Soziale Arbeit mit ihren Arbeitsfeldern, ihrem Selbstverständnis, ihrem Handlungsprofil und ihrer Organisationsstruktur ein Konglomerat ist, entstanden mit unterschiedlichen Wurzeln und aus verschiedenen Traditionslinien (vgl. ebd. 11-13).

Für die vorliegende Arbeit werden die beiden Termini Sozialarbeit und Soziale Arbeit in dem Sinne als Synonyme verwendet, als dass Sozialarbeit als Teil des großflächigen Bereiches der Sozialen Arbeit angesehen wird. Die Verwendung der beiden Termini unterliegt keinen theoretischen oder praktischen Unterscheidungen[14].

3.2 Historische Genese Sozialer Arbeit: Ausgewählte Aspekte

„Soziale Arbeit ist ja als Reaktion auf problematische Lebenslagen von Menschen entwickelt worden; es sind Organisationen und Rechtsgrundlagen geschaffen worden, um diesen zu helfen, und zwar im Rahmen eines sich stetig entwickelnden sozialen Berufs, der auf Basis fachlich begründeter Konzepte eine zunehmend breite Skala von Handlungsfeldern hervorgebracht hat“ (Hering/Münchmeier 2007: 15).

Dem Aufkommen einer Sozialen Frage als Teil gesellschaftlichen Zusammenlebens liegen historisch bedingte Strukturen und Entwicklungen zugrunde. Eine kurze Zusammenfassung einiger ausgewählter historischer Aspekte soll einen Einblick in die Voraussetzungen für die Entstehung einer Art Sozialpolitik und somit der Notwendigkeit Sozialer Arbeit als gesellschaftlichen und politischen Auftrag geben. Ausgangspunkt hierfür stellt im Rahmen meiner Überlegungen der Faktor der gesellschaftlichen Modernisierung und den damit verbundenen sozialen Folgen dar. In Anlehnung an Ingrid Schmidbauer (1994) sind für diese Zeitspanne allgemein zwei Tendenzen erkennbar und festzuhalten: Zum einen kam es aufgrund der Entwicklungen dieser Zeit zu einer Freisetzung und Entwurzelung von großen Teilen der Bevölkerung, die zum anderen wiederum eine Einschließung und Disziplinierung bestimmter Bevölkerungsschichten mit sich brachte (vgl. Schmidbauer 1994: 11-12).

[14] Aufgrund von Literaturrecherche, Gesprächsführungen und dem Schwerpunkt der Ausführungen dieser Arbeit, wurde im Laufe des Forschungsprozesses ersichtlich, dass eine synonyme Verwendung der Begriffe haltbar ist.

Im Zuge der Industrialisierung Europas im 18. und 19. Jahrhundert fanden tiefreichende Veränderungen auf unterschiedlichen Ebenen statt. Diese Zeit des ökonomischen, politischen und sozialen Wandels brachte Spannungen und Probleme mit sich; hier soll die Betonung auf den sozialen Folgen dieser Phase des Umbruchs liegen. Eine Begleiterscheinung des Prozesses der Industrialisierung war eine Verstädterung großer Regionen. Der Übergang von Agrargesellschaft zur Industriegesellschaft veranlasste die Menschen, ihr ländliches Milieu zu verlassen. Auf der Suche nach neuen Möglichkeiten der Arbeit zog es die Menschen in die neuen industriellen Zentren; somit waren vor allem die Großstädte von einer enormen Zuwanderung betroffen. Diese Entwicklungen bedeuteten eine Entwurzelung und Heimatlosigkeit für große Teile der Bevölkerung und der Zuzug der neuen Arbeiterschaft und Nicht-Sesshaften hatte große Auswirkungen auf das Leben in den städtischen Ballungszentren. Es etablierten sich Arbeiter- und Elendsviertel, in denen die Armut zunehmend stieg und sich große gesundheitliche Risiken und Probleme entwickelten. Faktoren wie Wohnungsknappheit, schlimmste Wohnverhältnisse und sanitäre Mängel in jeder Hinsicht führten zu großen gesundheitlichen Problemen. Hinzu kamen weitere Faktoren, wie schlechte Ernährung, Krankheiten und die Auswirkungen der Belastungen durch die industrielle Fabrikarbeit, die den Zustand in den Armen- und Arbeitervierteln als ein enormes sozialpolitisches Problem charakterisieren.

Die sozialen Folgen dieser Modernisierungs- und Ökonomisierungsentwicklung manifestierten sich in den Bereichen der Gesundheitsverhältnisse, Wohnverhältnisse sowie der Familienverhältnisse und führten zu Krisen und Ungewissheiten. Diese dynamische Entwicklung ökonomischer und technologischer Fortschritte, einhergehend mit den negativen sozialen Begleiterscheinungen für große Teile der Arbeiterbevölkerung, führte auch zu einer Polarisierung der Gesellschaft. Das Stadtbild veränderte sich, unterschiedliche Bezirke etablierten sich und die Armen wurden vom wohlhabenden Teil der Bevölkerung räumlich getrennt; somit ergab sich eine klar getrennte Zusammenballung von Reichtum gegenüber dem anwachsenden Elend in den Armenvierteln (vgl. Sachße 2003: 20-25). Die sozialen Folgen dieser wirtschaftlichen Entwicklungen manifestierten sich ebenso in einer neuen gesellschaftlichen Ordnung und die Entstehung des Proletariats sowie die Etablierung des Bürgertums formierten sich in Klassengegensätzen. Die neuen Armutsprobleme führten dazu, dass die traditionelle

Absicherung durch den Familienbund nicht mehr gegeben war. Dieser Pauperisierungsprozess[15] der Arbeiterschaft kann zum einen als Folge der neu entstandenen Gesellschaftsordnung gesehen werden und zum anderen zugleich als Anklage gegen diese. Dieses Problem des Pauperismus führte zum Aufkommen einer sogenannten „sozialen Frage“ und zur unabdingbaren Erkenntnis, ein soziales Netz schaffen zu müssen (vgl. Hering/Münchmeier 2007: 25-27).

Diese neu entstandenen sozialen Missstände mussten unweigerlich einen Reformgedanken und die Notwendigkeit zu Veränderungsprozessen mit sich bringen. Eine staatliche Sozialpolitik wurde erforderlich, damit *„(…) die Gesellschaft durch bewusste und planmäßige Sozialreform so umgestaltet werden müsse, dass die krassen sozialen Benachteiligungen der Arbeiterschaft beseitigt, diese in die bürgerliche Gesellschaft integriert und dadurch eine soziale Revolution vermieden würde“* (Sachße 2003: 27).

Im Weiteren bedeutete dies, dass sich die gesellschaftlichen Verhältnisse so verändert hatten, dass künstliche Mechanismen zum Tragen kamen. So wurde es zur Aufgabe des entstehenden Staates sich dieser gesellschaftlichen Verhältnisse anzunehmen und zwar in Form von systematischer, politischer und administrativer Maßnahmen (vgl. Schmidbauer 1994: 11-12). Diesem Gedankengang folgten zum Beispiel die Entwicklung und Einführung der Arbeiterversicherung und der Armenfürsorge. Gegenstand dieser Armenfürsorge und in weiterer Folge der Fürsorge waren Maßnahmen zur Bekämpfung der Armut beziehungsweise später auch präventive Maßnahmen zur Verhinderung der Verarmung städtischer Unterschichten. Der Zuständigkeitsbereich der fürsorgerischen Tätigkeiten umfasste den Wohnungs- und Gesundheitsbereich sowie die Fürsorge für Arbeitslose und für Kinder in jedem Alter. Der Aspekt der Armenfürsorge als Reaktion auf die sozialpolitischen und gesellschaftlichen Problemstellungen dieser Zeit soll als wesentlicher Ausgangspunkt für die historische Entstehung der Sozialarbeit gelten (vgl. Sachße 2003: 30-35).

[15] Der Terminus Pauperismus stammt aus England und bezieht sich auf eine neue Armut, die aus den Bindungen der Ständegesellschaft herausfällt (vgl: Hering, Münchmeier.2007: 26).

3.3 Zur Konzipierung eines Frauenberufes: Das spezifisch weibliche Wesen

3.3.1 Frauenarbeit, Sphärentrennung und Familienkonzept

„In den Sektoren der sozialen Arbeit, in denen materielle Hausarbeit und Gefühlsarbeit von zentraler Bedeutung sind, arbeiten überwiegend Frauen, da sie aufgrund geschlechtsspezifischer Sozialisation, Ausdruck der historisch entstandenen geschlechtlichen Arbeitsteilung, die notwendigen Fähigkeiten und Eigenschaften zur Ausübung von Hausarbeit und Gefühlsarbeit erwerben. Die Annahme besonderer Gefühlsfähigkeit und Verhaltensmuster bei Frauen ist keine ideologische; sie ist begründet in den gesellschaftlichen Entwicklungen, die den Frauen die Zuständigkeit für das Haus und besondere Arbeiten darin zuwies“ (Rieman 1985: 19).

Diese hier von Ilka Rieman angesprochenen gesellschaftlichen Entwicklungen sollen im Weiteren näher beleuchtet werden. Soziale Arbeit als eine weibliche Arbeit begann sich im 19. Jahrhundert aufgrund historischer Prozesse herauszubilden. Anfangs bestand die damalige Soziale Arbeit als Frauenarbeit in einer ehrenamtlichen Form, die sich später in eine berufliche Form weiterentwickelte und somit den Grundstein der heutigen Sozialarbeit bildet (vgl. ebd: 5). Die Sozialarbeit galt seit jeher als einer der sogenannten klassischen Frauenberufe. Im folgenden Teil sollen jene historischen Aspekte herausgegriffen und näher beleuchtet werden, die als wesentliche Faktoren zur Kategorisierung der Sozialarbeit als Frauenberuf beigetragen haben. Der Rolle der Frau innerhalb des historischen Entstehungsfeldes der Sozialen Arbeit wird hier auf den Grund gegangen und deren Entwicklung erläutert. Ausgewählte historische Entwicklungstendenzen, die zur Konstruktion eines bestimmten Frauenbildes und dem Verständnis einer bestimmten Form von Weiblichkeit im Untersuchungsfeld beigetragen haben, werden dargestellt.

Die einsetzenden industriellen Modernisierungsentwicklungen im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts hatten neben einer Differenzierung der Gesellschaft auch eine Differenzierung der gesellschaftlichen Lebensbereiche zur Folge. Als Konsequenz einsetzender ökonomischer Prozesse etablierte sich die Trennung eines Arbeitsbereiches von einem separaten Wohnbereich. Die sozialen Folgen dieses Differenzierungsprozesses bildeten Voraussetzung und Gegenstand der ersten Formen Sozialer Arbeit. Damit einher ging die Entstehung erster Institutionen zur Bekämpfung neuer sozialer Probleme, in denen vor allem Frauen tätig waren: *„Die Entwicklung von sozialen Einrichtungen vollzog sich entsprechend dem*

Trennungsprozess in die Bereiche des Arbeitens und des Wohnens und den spezifischen Problemen in ihnen“ (Rieman 1985: 8). Bevor es zur Konsolidierung dieser beiden nun separaten Lebensbereiche gekommen ist, kann die Unterstützung der Bevölkerung unter der Wohlfahrtspflege zusammengefasst werden. Danach können die Hilfeleistungen in öffentliche Armenpflege, private Wohlfahrtspflege sowie in die Sicherungen der neuen LohnarbeiterInnen - beispielsweise durch Versicherungen - unterschieden werden. Diese beschriebene Trennung der Gesellschafts- und Lebensbereiche manifestierte sich in einem erwerbstätigen Lebensbereich und einem privatem Lebensbereich, was die Voraussetzung für die Entstehung einer so genannten öffentlichen und einer privaten Sphäre zur Folge hatte. Diese Sphärenteilung und der somit entstandene Ort des Privaten ist ein wesentlicher Faktor für die Entstehung der Familie und der damit verbundenen Hausarbeit. Diese Hausarbeit stellt das Pendant zur Erwerbs- und Produktionsarbeit dar und kann als private Reproduktionsarbeit verstanden werden: *„Die Entwicklung der Privatsphäre war Voraussetzung für die Entstehung der Familie in ihrer Funktionalität als ‚sanfte Gegenwelt‘, in der die Frauen für Wärme und Emotionalität zu sorgen haben. Die Einheit von materieller Hausarbeit und Gefühlsarbeit bildet die Grundlage, auf der diese familiale Funktion erfüllt wird“* (ebd. 15). Diese neu entstandene und an die Lohn- und Erwerbsarbeit gebundene Form der privaten Hausarbeit avancierte somit zur neuen Aufgabe der Frauen. Dieses historisch entstandene Phänomen einer spezifisch weiblichen Form der Arbeit kann als Ergebnis einer geschlechtlichen Arbeitsteilung infolge historischer Prozesse und Veränderungen gesehen werden (vgl. ebd. 8-16). Es kann zusammenfassend festgehalten werden, dass ein privater Bereich der weiblichen Reproduktionstätigkeiten, ein privater Ort des Wohnens und der Familie, einem öffentlichen und männlichen Produktionsbereich dual entgegengestellt wurde.

Die gesellschaftlichen Differenzierungsprozesse zur Zeit der industriellen Revolution brachten die unterschiedlichen Konstitutionen der proletarischen Familie und der bürgerlichen Familie hervor. In beiden gesellschaftlichen und familiären Formen vollzog sich die Trennung von Arbeitsplatz und Wohnort (vgl. Rieman 1985: 8). Für die Entstehung und Entwicklung der Sozialen Arbeit ist die bürgerliche Gesellschaftsschicht sowie die bürgerliche Form und Organisation von Familie und Familienleben sehr bedeutend. Die Struktur des bürgerlichen Familienmodells war eine direkte Folge der Trennung von Erwerbsbereich und Wohnbereich und bot die Basis für eine laut Christoph Sachße (2003) „Emotionalisierung“ der Ehe und auch

der Familie. Im Zentrum des bürgerlichen Familienmodells stellte eine liebevolle Zuneigung der Ehepartner die Basis einer guten und funktionierenden Ehe dar. Nicht mehr das „nüchtern-sachliche Kalkül“, wie Sachße (2003) es nennt, stand im Vordergrund einer ehelichen Verbindung. Zu dieser Entwicklung der emotionalen Beziehungen in der Ehe und der Familie kam zudem auch die Etablierung einer bürgerlichen Konzeption von Kindheit. Es entfaltete sich ein sogenannter pädagogischer Raum in der bürgerlichen Familie, in dem die Entwicklung und Erziehung der Kinder im Zentrum stand. Die Entwicklungsprozesse der Kindheit galten nun als sensibler pädagogischer Aufgabenbereich (vgl. Sachße 2003: 98): *„Diese Vorstellung beinhaltet zwei zentrale Dimensionen: zum einen die >Entdeckung< der Kindheit als einer höchst sensiblen und lebensgeschichtlich folgenreichen Phase der Entwicklung, zum anderen die Verbindung von Kindheit und Mütterlichkeit als Komplementärbegriffe, die innerhalb des privaten Raumes der Familie untrennbar miteinander verquickt sind“* (ebd. 98). In diesen Entwicklungstendenzen manifestierten sich zugleich auch Zuschreibungen und Aufgaben der bürgerlichen Frauen. Der neue private Ort entstand als Gegenpol zur äußeren Arbeitswelt und galt als familiärer Rückzugsort, als Refugium, Erholung und Freizeit. Die Stellung der Frau in dieser neuen Gestaltung von Ehe und Familie war klar verbunden mit dem Attribut der Emotionalität. Sie war zuständig für den neuen Ort der privaten und familiären Sphäre (vgl. ebd. 98): *„Die bürgerlich-pädagogische Konzeption von Kindheit zielte also auch auf eine spezifische Rolle der Frau in der Familie. Ihre natürliche Mütterlichkeit, deren erzieherische Potenzen sich nur im privaten Schutzraum der Familie voll entfalten können, prädestinieren sie zur Übernahme der Erziehungsverantwortung, ja der Verantwortung für die Ausgestaltung der Familie als Ort häuslicher Ruhe und Erholung überhaupt, während der Familienvater für den außerhäuslichen Erwerb zuständig ist“* (ebd. 99).

3.3.2 Polarisierung und Vergesellschaftung der Geschlechtscharaktere

Durch diese privatisierende Familienentwicklung im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden den Frauen der bürgerlichen Gesellschaft typische weibliche Fähigkeiten und Eigenschaften zugeschrieben. Ihr Frausein und ihre weibliche Art wurden über die Aufgaben im privaten Reproduktionsbereich definiert. Sie waren verantwortlich für die häusliche Atmosphäre, die Hausarbeit und die Erziehung der Kinder. Die Frauen wurden über Attribute wie Aufopferung, Einfühlung und Emotionalität charakterisiert und in ihnen wurde ein spezifisches weibliches Wesen erkannt. Große Bedeutung kam der Verbindung der Mutter zu ihrem Kinde zu und die

Rolle der Frau als Mutter wurde besonders betont. Im Zentrum dieses neu konstruierten Frauenbildes steht nun die sogenannte Mütterlichkeit *„(…) als Inbegriff der erzieherischen, hegenden und pflegenden Potenzen der Frau, ihre Fähigkeit zu gefühlvoller Emotionalität und Wärme“* (ebd. 98). Diese Mütterlichkeit bezog sich nicht nur auf eine biologische Mutterschaft, sondern auf das Wesen der Frau im Generellen. Nicht nur die Frau, die gebärt und somit Mutter im biologischen Sinne ist, sondern die Frau im Allgemeinen galt als mütterlich. Diese geschlechtsspezifischen Wesenszüge der Frau wurden dem geschlechtsspezifischen Wesen des Mannes gegenübergestellt und es wurde eine dichotome Kategorisierung der Geschlechter vollzogen, die sich in der sogenannten Polarisierung der Geschlechtscharaktere manifestierte. Die Frau galt nun als Repräsentantin der privaten und häuslichen Sphäre, charakterisiert über Attribute der *Geborgenheit, Wärme und Emotionalität* und definiert über ihre Mütterlichkeit. Dem gegenüber stand das Bild des Mannes, der einer öffentlichen und gesellschaftlichen Sphäre zugeordnet wurde und welcher *Rationalität, Geist* und *das kulturelle Leben* verkörperte.

Durch die Etablierung und Festschreibung dieser polarisierten Geschlechterkategorien entstand die Auffassung einer Natürlichkeit dieser Unterschiedlichkeit*: „So war von Natur aus das Wesen der Geschlechter verschieden, einseitig, unvollständig. Einheit und Vollendung konnten daher nicht für das einzelne Individuum sondern erst in der Vereinigung der Geschlechter in Ehe und Familie hergestellt werden“* (vgl. ebd. 99). Dieser Prozess der sich in dieser Definition der Geschlechtscharaktere vollzogen hatte, brachte die Zuschreibung der weiblichen und männlichen Assoziationen als eine natürliche und gegebene Tatsache mit sich. Wie von Sachße (2003) bereits zitiert, folgte daraus auch die Unvollständigkeit und Abhängigkeit der beiden Geschlechter voneinander. Im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft verstärkte das die Institutionen der Ehe und Familie und das bürgerliche Familienideal in Form der Kleinfamilie konnte als *„(…) >natürliche Ordnung des Zusammenlebens> begründet werden“* (ebd. 99). Diese prozesshaften gesellschaftlichen Entwicklungen vor allem in der bürgerlichen Schicht produzierten und legitimierten das Konzept Familie als eine neue natürliche und private Sozialform (vgl. Schmidbauer 1994: 13).

Das Konzept der Geschlechtscharaktere untermauerte geschlechtstypische Merkmale von Frauen und Männern auf einer psychischen und physischen Ebene auf Basis einer Entgegensetzung der Wesenseigenschaften der beiden Geschlechter. Aussagen über das Wesen und zugleich Normen wurden in dem Konzept vereint. Frauen und Männer wurden in ihrer von

Natur aus gegebenen Beschaffenheit ihres Charakters dargestellt und ebenso die Aufgaben, die ihnen dementsprechend oblagen sowie die damit verbundene normative Bildung. Wie bereits angeführt, galt das Bürgertum mit seinen entwickelten Idealen als Ausgangspunkt und Entstehungsmilieu des Konzepts der Geschlechtscharaktere. Die ökonomischen, politischen sowie sozialen und geistigen Entwicklungen dieser Zeit bildeten die Basis für die gesellschaftlichen Veränderungen. Hier lag der Anfang dieser universalen und einheitlichen Kategorien, über welche der Wesenscharakter der Geschlechter bestimmt wurde. In der Zeit davor lassen sich keine historischen Quellen über allgemeingültige Definitionsmerkmale oder Aussagen über den weiblichen Charakter und das weibliche Geschlecht treffen. Zuvor waren Standesdefinitionen diesbezüglich relevant, wodurch Frauen über ihre Position in der Hausgemeinschaft oder über ihren Ehestand definiert worden waren. Die wissenschaftliche Beschäftigung vonseiten der unterschiedlichsten Disziplinen trug zur Ausbildung und Durchsetzung dieses Konzeptes wesentlich bei (vgl. Mitterauer 1985: 69-74).

In diesem Konzept der Geschlechtscharaktere wurden die sogenannten „typischen“ Merkmale von Frauen und Männern festgelegt. Im Konkreten bedeutete dies die Zuweisung der Frauen zum häuslichen Bereich und die Zuweisung der Männer zum öffentlichen Bereich. Damit weiter verbunden waren die *private Reproduktion* der Frau und die *gesellschaftliche Produktion* des Mannes. Legitimiert wurden diese Assoziationen durch eine von der Natur gegebene Prädestinierung weiblicher und männlicher Charaktere. Als weitere zentrale Merkmale wurden der Frau *Passivität* und *Emotionalität*, im Gegensatz zu männlicher *Aktivität* und *Rationalität*, zugeschrieben. Diese dichotomen Begriffspaare lassen sich im Falle von *aktiv und passiv* über den Akt der Fortpflanzung sowie im Falle von *rational und emotional* vom zugeschriebenen sozialen Umfeld von Männern und Frauen ableiten. Karin Hausen (1976) führt in ihrem Beitrag noch weitere Eigenschaften und Wesensmerkmale auf, die als sogenannte Geschlechtsspezifika in bestimmten Merkmalsgruppen zusammengefasst werden können. So ist der Mann für *das Außen*, *das Weite* bestimmt, die Frau hingegen für *das Innen* und *die Nähe*. Die Aktivität des Mannes manifestiert sich in *Energie, Kraft und Festigkeit*, die Passivität der Frau wiederum in *Schwäche, Hingebung und Wankelmut*. Weiters wird der Mann mit den aktiven Attributen *selbstständig und gebend* assoziiert, die Frau hingegen mit den passiven Eigenschaften *abhängig und empfangend.* Bis ins 20. Jahrhundert erfolgte eine Popularisierung dieser Vorstellungen über die eigentlichen und natürlichen Charaktere der Geschlechter. Die

Assoziationen und Zuschreibungen etablierten sich als Maßstab für ein angemessenes männliches oder weibliches Verhalten (vgl. Hausen 1976: 367-369). *„Im >bürgerlichen< 19. Jahrhundert wurden damit die psychosozialen weiblichen und männlichen Geschlechtscharaktere konstituiert, die die Basis für die Konstruktionen des politikfähigen Mannes in der Öffentlichkeit und der für die Privatsphäre verantwortlichen Frau bereiteten. Die biologische Differenz wurde zur politischen Differenz“* (Hauch 1995: 18).

„Spezifisch bürgerliche Geschlechterrollenmuster werden also im Konzept der ‚Geschlechtscharaktere‘ an der Wende zum 19. Jahrhundert verallgemeinert und nicht nur zu einer gesamtgesellschaftlich verbindlichen Norm, sondern auch zum naturhaft gedachten Wesen von Weiblichkeit und Männlichkeit erklärt“ (Mitterauer 1985: 74). Diese Normvorstellungen des weiblichen und männlichen Wesens wurden von den wissenschaftlichen Meinungen dieser Zeit aufgefasst, was wesentlich zur Entwicklung und Verfestigung dieses Konzepts beigetragen hat. Meinungen aus den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Lagern, wie Philosophie, Psychologie oder Pädagogik trugen zur Entstehung und Absicherung der im Bürgertum entstandenen Wert- und Normvorstellungen im Sinne dieser Ausbildung der Geschlechtscharaktere bei. Vor allem aber die Medizin hat zur physiologischen Determination dieser historischen und gesellschaftlichen Zuschreibungen wesentlich beigetragen (vgl. ebd. 70-74). Diese ideologische und wesensphilosophische Überhöhung und Betonung der geschlechtsspezifischen Eigenschaften und Fähigkeiten fand durch entsprechende wissenschaftliche Theorien ihren Ausdruck in einer regelrechten Vergesellschaftung der Frau als Mutter. Die spezifisch weiblichen und mütterlichen Qualitäten, die den Frauen aus der bürgerlichen Gesellschaft zugeschrieben wurden, wurden über die Natur ihres Wesens definiert und zu ihrer Naturaufgabe gemacht. Die gesellschaftliche Stellung der Frau war in diesem Zusammenhang klar über ihr natürlich weibliches - sprich mütterliches - Wesen definiert (vgl. Schmidbauer 1994: 13-14).

3.4 Zur Konstituierung eines Frauenberufes: Von Berufung zu Beruf

3.4.1 Die bürgerlichen Frauen und das Prinzip Geistiger Mütterlichkeit

Das konstruierte Bild von der Natur der Frau und ihren natürlichen Aufgaben wurde von den Frauen der bürgerlichen Gesellschaft gelebt. Einen wesentlichen Faktor in der Entstehung der Sozialarbeit in beruflicher Form stellt das Emanzipationspotential der bürgerlichen Frauen mit der Überwindung der festgelegten Sphären dar. Bürgerliche Frauen, die ihrem häuslichen Dasein entkommen und den Kreis des familiären Zusammenschlusses durchbrechen wollten, mussten versuchen ihre Frauen- und Hausarbeit auf die öffentliche Sphäre auszuweiten. In den ersten Formen gelang dies durch die ehrenamtliche Arbeit bürgerlicher Frauen im Wohltätigkeitsbereich. Die weiblich definierte Arbeit und die Rolle der Frau wurden sozusagen auf den Bereich außerhalb des Hauses und der Familie erweitert. Ihre traditionelle Geschlechterrolle als spezifisch weibliches Wesen mit ihren natürlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, verkörpert im Ideal der Mütterlichkeit, wurde nun auch auf einen anderen Lebensbereich angewendet. So kam es, dass die bürgerlichen Frauen begannen, ihre weiblichen Tätigkeiten und Aufgabenzuschreibungen in öffentlichen Bereichen auszuüben (vgl. Rieman 1985: 43-45).

„Die Frauenbewegung war in Anbetracht der sozialen und politischen Bedingungen der Zeit eine Kraft, die in der Öffentlichkeit einen gewissen Druck ausüben konnte, der zum vermehrten Einsatz von Frauen in der sozialen Arbeit führte und die Entwicklung von Ausbildungsstätten für Frauen beförderte“ (Rieman 1985: 84), fasst Ilka Rieman die Rolle der Frauenbewegung zusammen. Der gemäßigte Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung[16] vertrat im Gegensatz zum radikalen Flügel, der für feministische und liberale Forderungen der Bewegung eintrat, eine Auffassung seiner Emanzipationsbestrebungen, die mit den gängigen Weiblichkeitsvorstellungen korrelierten. Ihr Ziel war es, das spezifische weibliche Wesen und das Ideal der Mütterlichkeit zum einen auf öffentliche Bereiche auszuweiten um zum anderen diese Leitmotive der rational und männlich dominierten Gesellschaft gegenüberzustellen. Sie wollten die spezifisch weiblichen Werte und Kräfte zur Mitgestaltung des gesellschaftlichen Lebens einsetzen (vgl. Sachße 2003: 97-98). Die geistige Mütterlichkeit wurde zum Leitmotiv

[16] Diese inhaltlich relevanten Ausführungen zur Frauenbewegung beziehen sich auf die konkreten Ereignisse im Rahmen des „Bund Deutscher Frauenvereine“ (BDF) in den 1890er Jahren in Deutschland (vgl. Sachße 2003: 94-103).

der Bestrebungen der bürgerlichen Frauenbewegung. Geistige Mütterlichkeit ist *„(…) als Inbegriff der erzieherischen, hegenden und pflegenden Potenzen der Frau an sich zu verstehen“* (Schmidbauer 1994: 14). Henriette Schrader-Breymann hat dieses Konzept als erste geprägt, um *„(…) damit die Transformation der mit der realen Mütterlichkeit verbundenen Gefühle und Tätigkeiten in die außerfamiliäre Sphäre zu beschreiben“* (Hering 2006: 24). Über die Formulierung der *Geistigen Mütterlichkeit* gelang es den Frauen die Erweiterung ihres Wirkungskreises und die Verwirklichung, das Potential ihres Wesens in der Gestaltung der zeitgenössischen Gesellschaft durchzusetzen. Das weibliche Prinzip wurde als Kritik an den männlichen Lebensbereichen, die sich durch technische und kapitalistische Rationalität auswiesen, sowie als weibliche Kulturleistung ausgerufen (vgl. Sachße 2003: 101). *„Die einseitig männlich geprägten modernen Gesellschaftsstrukturen wollten sie durch das Wirksam-Werden von ‚weiblicher Kultur‘ (re)humansieren“* (Czarnowski/Meyer-Renschhausen 1994: 126).

3.4.2 Von der Naturaufgabe zur Kulturaufgabe

Die bürgerlichen Frauen verwirklichten ihre Absichten in zumeist ehrenamtlichen und privaten Wohlfahrtsvereinen. Sie verlagerten ihre weiblichen und mütterlichen Qualifikationen auf gesellschaftliche Arbeitsbereiche, die ihren häuslichen Aufgabenbereichen ähnlich waren - Tätigkeitsfelder, die nach Schmidbauer als *„pflegende, heilende, erziehende und wohlfahrtspflegliche Tätigkeitsbereiche“* (Schmidbauer 1994: 15) zusammengefasst werden können. Unter dem Prinzip der *Geistigen Mütterlichkeit* strebten die Frauen eine Art der Sozialreform und Umstrukturierung in der ehrenamtlichen und sehr unterschiedlich organisierten Wohlfahrtspflege an. Die Bekämpfung der sozialen Not und die Vielfalt der sozialen Tätigkeitsbereiche, in denen sich die neuen Emanzipationsbestrebungen wiederfanden, sollten durch eine planvollere soziale Arbeit neu gestaltet werden. Die spezifischen weiblichen und mütterlichen Fähigkeiten wurden als Basis für eine Form der Lehre herangezogen, denn geistige Mütterlichkeit erlaubte es, die weiblichen Qualitäten zu lehren und Qualifikationen zu erlernen. Eine systematisierte Ausbildung wurde bald angestrebt und es kam zu einer, wie Ingrid Schmidbauer es formuliert, *„Professionalisierung der geistigen Mütterlichkeit“* (ebd. 20). 1908 eröffnete Alice Salomon in Deutschland die erste Soziale Frauenschule. Salomon erkannte, dass die soziale Arbeit in Form der Wohltätigkeitsarbeit verabschiedet werden musste, um eine adäquate und gezielte Ausbildung zu erschließen, die Berufsfelder zu erweitern und den Frauen eine qualifizierte Ausbildung sowie eine mögliche

Berufsperspektive zu ermöglichen (vgl. ebd. 14-18). *„Und von der bürgerlichen Frauenbewegung wurde jenes spezifische weibliche Emanzipationspotential entworfen, auf dessen Grundlage Sozialarbeit als Frauenberuf konzipiert und realisiert wurde“* (Sachße 2003: 97). Ilka Rieman bezeichnet das Prinzip der Mütterlichkeit als einen „Ariadnefaden“, der die bürgerlichen Frauen zuvor in die Privatheit drängte und von der öffentlichen Sphäre ausschloss, und welcher sie nun aber über die Emanzipationsbestrebungen gleichsam in die Öffentlichkeit brachte. So avancierte die Naturaufgabe der Frau zu einer Kulturaufgabe in der Gesellschaft und erweiterte den Naturberuf der Frau innerhalb ihrer Familie zu einem Kulturberuf innerhalb der Gesellschaft (vgl. Rieman 1985: 48-52). *„Damit waren die weiblichen Emanzipationsbestrebungen als Verwirklichung einer besonderen Kulturaufgabe der Frau reformuliert (…) Die spezifische Definition weiblicher Emanzipation konkretisierte sich im Verhältnis von weiblicher Emanzipation und weiblicher Arbeit“* (Sachße 2003: 102-103).

3.5 Zur Realisierung eines Frauenberufes: Ausgewählte Aspekte

3.5.1 Ausbildung und Verberuflichung

Ausgehend von den Bemühungen der bürgerlichen Frauenbewegung, ihre Emanzipationsbestrebungen in einem Berufsfeld im gesellschaftlichen Bereich zu manifestieren, kann durchaus behauptet werden, dass die Sozialarbeit aufbauend auf dem Konzept der *Geistigen Mütterlichkeit* als ein Frauenberuf konzipiert und in weiterer Folge auch realisiert wurde (vgl. Sachße 2003: 97). Durch die Systematisierung der unterschiedlichen sozialen Tätigkeiten im bislang ehrenamtlichen Bereich wurden die ersten Ausbildungsinstitutionen als Basis eines Berufsfeldes gestaltet und etabliert. Wesentlicher Faktor der Ausbildungstendenzen dieser Zeit war zum einen, dass nur Frauen zugelassen wurden, weil sie dafür aufgrund ihrer weiblichen Fähigkeiten natürlich besonders geeignet schienen, zum anderen aber auch aus dem Grunde, dass ihr neu erworbener Bereich nicht von Männern dominiert sein sollte. In Deutschland wurde die erste Form einer Ausbildung unter Alice Salomon mit der Bezeichnung *Soziale Frauenschule* 1908 in Berlin gegründet. Die Konzeption dieser Ausbildungsform hatte Vorbildcharakter für weitere Gründungen von Schulen in dieser Form (Schmidbauer 1994: 15-20). *„Das vermittelte Wissen sollte praxisbezogen sein (in Abgrenzung zu Universitäten), die Ausbildung sollte besonders die persönlichen Werthaltungen und Weltanschauungen zum Thema haben, da vor allem Alice Salomon den Standpunkt vertrat, Sozialarbeit sei vor allem Berufung, für die persönliche Eignung notwendig war“* (Fröschl 2001: 288). Im internationalen Kontext gab es Unterschiede in der Organisation und Struktur der ersten Ausbildungen und Ausbildungsinhalte, weshalb sich auch eine gewisse Heterogenität in den Bereichen der Arbeitsfelder herausgebildet hatte. Hier soll festgehalten werden, dass als Basis für die jeweiligen Formen die entsprechenden sozialpolitischen Systeme und die gesellschaftspolitischen Kontexte fungierten (vgl. Kiephoff-Knebel 2006: 13).

Im Zuge der damit einhergehenden und weiteren Entwicklungen fand der sogenannte Prozess der Verberuflichung von sozialer Arbeit statt. Bei dem Terminus Verberuflichung halte ich mich an Ingrid Schmidbauer (1994), welche sich mit diesem Konzept im Kontext der Sozialarbeit beschäftigt und die damit einen Übergang von der Verrichtung von Arbeit zu einem Beruf charakterisiert. Damit meint sie weiters die Entwicklung von Berufspositionen, die mit einer entsprechenden Funktion korreliert, ebenso die Systematisierung von Wissen und die soziale

Orientierung der AkteurInnen im Sinne einer Bewusstmachung ihrer Funktion in einem größeren Zusammenhang. Als historisches Beispiel sei hier konkret Deutschland genannt, wo es 1930 zu einem vorläufigen Höhepunkt der Entwicklungsprozesse von Sozialarbeit als Beruf kam: *„Sozialarbeit war jetzt fester Bestandteil der öffentlichen Sozialverwaltung. Sie hatte sich als persönlicher Dienstleistungsberuf mit fester Besoldung, eigener Fachausbildung und eigener Berufsorganisation etabliert"* (Schmidbauer 1994: 20).

3.5.2 Professionalisierung und Verwissenschaftlichung

Ein weiterer wichtiger Begriff im Rahmen einer Berufskonstituierung ist jener der Professionalisierung im Sinne einer beruflichen Orientierung. Konkret manifestieren sich diese Aspekte in Form eines spezifischen Wissens und den damit verbundenen Methoden und Techniken, welche in einer adäquaten Ausbildung vermittelt werden. Ebenso stehen in diesem Zusammenhang Kompetenzen zur Bearbeitung der Aufgabenbereiche, die gesellschaftlich anerkannt sind sowie eine gewisse Autonomie im Berufsfeld mit bestimmten Standards und einer Form von Ethik in der Ausübung des Berufes sowie die Organisation der Interessen der Berufsgruppe im Zentrum. Das Professionalisierungsmuster der Sozialarbeit ist weitgehend geprägt von der beruflichen Realisierung der weiblichen Arbeit, die ihren Ursprung im skizzierten Feld von Haus und Familie hat. Man spricht von einer Professionalisierungsdebatte und dem Konzept einer Semi-Profession, was hauptsächlich auf den Frauenberuf mit seinen Tätigkeitsfeldern als *„Institutionalisierung eines Hege- und Pflegemonopols für Frauen"* (ebd. 54) zurückgeführt wird (vgl. ebd. 40-44). In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wurden sukzessive auch Männer zu den unterschiedlichen Ausbildungsformen zugelassen. Diese Öffnung änderte aber weitgehend nichts daran, dass vorwiegend beziehungsweise fast ausschließlich Frauen Sozialarbeit verrichteten. Charakteristika für diesen von Frauen ausgeübten Beruf waren eine schlechte Bezahlung sowie ein geringer Einfluss in der Gesellschaft (vgl. Fröschl 2001: 291). Bis in die 1960er Jahre blieb es nach wie vor hauptsächlich Frauen vorbehalten in der Sozialen Arbeit tätig zu sein. Die Rolle der Frau und das Bild der Frau waren fest verankert in den Formen und im Verständnis des Berufes und somit keine thematischen Aspekte einer Berufsdiskussion. Vor allem die Arbeit rund um die familiären Bereiche war Hauptgegenstand der damaligen Sozialen Arbeit (vgl. Gruber 1995: 116-118).

Mit den gesellschaftspolitischen Veränderungsprozessen und Diskussionen in den 1970er und 1980er Jahren veränderte sich auch die Situation der Sozialarbeit. Weiterentwicklungen auf

organisatorischer und inhaltlicher Ebene folgten und es kam zu einer Ausbreitung der Tätigkeitsbereiche, zur Realisierung von Projekten und zu einer neuen Methodenvielfalt. Zu dieser Zeit stieg auch allmählich der Anteil der Männer, die sich für den Beruf des Sozialarbeiters entschieden. Einher ging mit diesen Entwicklungen auch, dass die Bezahlung stieg und der gesellschaftliche Einfluss und Prestige der Berufsgruppe zunahm. Mit dem Zugang der Männer in das Feld stieg deren Absicht, sich um mehr Anerkennung zu bemühen, was sich wiederum in bestimmten Bestrebungen manifestierte. In Österreich zum Beispiel war das jene Zeit, in der Männer die Leitungspositionen in den Akademien für Sozialarbeit übernahmen, welche zuvor ausschließlich in der Hand von Frauen gewesen waren (vgl. Fröschl 2001: 293). Monika Simmel-Joachim (1992) spricht im Zusammenhang der weiteren Professionalisierung von Ausbildung und Beruf (im Sinne einer Verwissenschaftlichung) sogar von einer Vermännlichung dieser Domäne. Als Gründe nennt sie das Ablösen der Frauen in den Leitungsfunktionen, die Präsenz von Männern, die bei Kongressen referierten und somit Wissen und neue Ausbildungsinhalte produzierten sowie eine einheitliche Berufsbezeichnung in der männlichen Form als Sozialarbeiter. Dies alles, so Simmel-Joachim, verhalf der Sozialarbeit zu mehr Ansehen und Status. Sie zieht den Schluss, dass die steigende Professionalität durch die von Männern neu besetzten Positionen in den Bereichen Leitung und Verwaltung über diese Männlichkeit signalisiert wurde und stattgefunden hat (vgl. Simmel-Joachim 1992: 111-119). Unter dieser Perspektive, nämlich einer Geschlechterperspektive, fasst Elfriede Fröschl die Sozialarbeit als einen Beruf zusammen, der als ein Frauenberuf unter männlicher Kontrolle charakterisiert werden kann (vgl. Fröschl 2001: 297): *„Frauen haben zwar die Professionalisierung der Sozialarbeit begründet und immer entscheidend daran mitgewirkt. Leitungspositionen und Definitionsmacht hat ihnen dies jedoch nur in geringem Maße gebracht“* (ebd: 305).

3.6 Entstehung und Entwicklung von Ausbildung und Beruf am Beispiel Wien

Im Folgenden wird ein historischer Abriss der Entstehung und Entwicklung der Sozialarbeit und ihrer Ausbildung in Österreich, konkret am Beispiel der Stadt Wien, aufgezeigt. Susanne Birgit Mittermeier schreibt in ihrem Aufsatz „Die Jugendfürsorgerin" darüber, dass es bislang an einer umfassenden Darstellung einer historischen Entwicklung der Sozialarbeit als Beruf in Österreich fehle (vgl. Mittermeier 1994: 102). Es werden die wichtigsten historischen Punkte angeführt und eine Genese der Ausbildungsformen der Sozialen Arbeit dargestellt. Grundsätzlich gilt festzuhalten, dass in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg erkannt wurde, dass neue Formen der gesellschaftlichen Hilfe notwendig geworden waren. Die traditionelle Armenpflege und die private Wohltätigkeitspflege mussten durch neue Mechanismen und Maßnahmen ersetzt werden. In Österreich wurde die private und kirchliche Wohltätigkeit durch die Armenpflege, welche Teil der öffentlichen Verwaltung wurde, abgelöst. 1912 kam es in Wien zur Etablierung der Berufspflegerinnen. Basierend auf der Berufsvormundschaft von Kindern, die in der Betreuung der Armenpflege standen, waren die Berufspflegerinnen verantwortlich für die Pflege von Kindern bis zum zweiten Lebensjahr sogenannter „Amtsbündel". Den Berufspflegerinnen folgte die Entwicklung des Fürsorgerinnenberufes (vgl. Simon 1995: 15-16).

3.6.1 Ilse Arlt und Julius Tandler

Ebenfalls zur gleichen Zeit entwickelte die große österreichische Pionierin der Sozialarbeit, Ilse Arlt, ihr Konzept und ihre Ideen. Ihr Anliegen war die systematische Armutserforschung und die Notwendigkeit einer intensiven sowie wissenschaftlich orientierten Ausbildung für helfende Berufe. 1912 eröffnete Ilse Arlt die *Vereinigten Fachkurse für Volkspflege*, die erste Ausbildungsstätte von Fürsorgerinnen in Österreich. Arlts Sozialschule gingen zwei Schulgründungen voraus, nämlich bereits 1898 die Ausbildungsgründung von Mary Richmond in New York sowie 1908 die Etablierung einer Einrichtung von Alice Salomon in Berlin und war somit die Dritte in ihrer Art. Die Absolventinnen der Ilse Arlt- Schule in Wien unterschieden sich in ihrer Ausbildung von den zuvor beschriebenen Berufspflegerinnen der Jugendämter. 1916 folgte der Schulgründung die Errichtung der *Social-caritativen Frauenschule der katholischen Frauenvereinigung Niederösterreichs*, eine Ausbildungsstätte für Fürsorgerinnen, die später auch als Akademie organisiert war. 1918 entstand in Folge der Gründung der Ersten Republik das sogenannte „Rote Wien" mit seinen sozialmedizinischen Einrichtungen und der Entwicklung der Jugendwohlfahrt. Julius Tandler war der maßgebliche Initiator und amtsführende Stadtrat

für das Wohlfahrtswesen dieser Zeit. Unter Tandler wurde die städtische Akademie zu einer zweijährigen Ausbildung in Schulform umgestaltet, im Rahmen derer die neuen Fürsorgerinnen für die Jugendfürsorge und den Bereich des Gesundheitswesens der Stadt Wien ausgebildet wurden. Diese zweijährige Fürsorgeschule existierte noch bis 1938 unter dem Namen *Städtische Akademie für Soziale Verwaltung.* Tandler war Sozialreformer und Sozialmediziner, seine Schwerpunkte bezüglich der Ausbildung und der Auffassung von Fürsorgerinnen unterschieden sich von jenen, die Ilse Arlt vertrat. Tandler ging es in erster Linie um gesundheitliche Aspekte die Mütter und deren Kinder betreffend und wollte zunächst Krankheiten und ihre Folgen bekämpfen. Er war bemüht an der Etablierung einer sogenannten Gemeindeschwester, die ihre Funktion in einer Art Hilfskraft von Ärzten hat. Im Gegensatz dazu verstanden sich die Absolventinnen der Ilse Arlt- Schule als Zugehörige eines eigenständigen Berufsbildes, die alle eine höhere Vorbildung hatten und von Arlt angehalten wurden, selbstständige Lösungsansätze für Problemstellungen hinsichtlich der Bedürfnisse von Menschen zu erarbeiten (vgl. Simon 1995: 17-18). *„Zweck des zweijährigen Kurses war es gemäß der Bestimmungen, den mit sozialem Sinn begabten Frauen und Mädchen Gelegenheit zur sachgemäßen Ausbildung zu geben und dadurch dem öffentlichen und privaten Armenwesen geeignete berufliche und ehrenamtliche Hilfskräfte zu verschaffen*“ zitiert Susanne Mittermeier Ilse Arlt (Arlt, zit. nach Mittermeier 1994: 110). Diese unterschiedlichen Einstellungen führten zu Kontroversen zwischen den bereits ausgebildeten Fürsorgerinnen, die sich im Reichsverband der Fürsorgerinnen Österreichs organisiert hatten, und der Ausbildungsabsicht von Julius Tandler. So kam es, dass es unter Tandler zu einer zweiten Gruppe unter den Fürsorgerinnen gekommen war. Tandler führte den Beruf der Hilfsfürsorgerinnen ohne besondere schulische Vorbildung als Gegensatz zu den Hauptfürsorgerinnen ein, um zum einen mehr Fürsorgerinnen zu gewinnen, die den Vorstellungen Tandlers entsprechend ihre Arbeit verrichteten und zum anderen auch, um Frauen aus der Arbeiterschicht - im Gegensatz zu den bürgerlichen Frauen der Arlt- Schule - in den Beruf zu holen. Aufgrund der Separation innerhalb des Berufssegments kam es auf mehreren Ebenen zu Spannungen unter den Fürsorgerinnen, da sie sich hinsichtlich Qualifikation, Entlohnung und Gestaltung der Arbeitszeiten deutlich unterschieden. Dieser Aspekt einer Entwicklung eines Systems der Fürsorge kann als Basis und Ausgangspunkt einer mittlerweile veränderten und modernen Sozialarbeit angesehen werden (vgl. Simon 1995: 18-19).

3.6.2 Fürsorgeschule der Stadt Wien

Zur Zeit des Nationalsozialismus wurden die Privatschulen aufgelöst und somit auch die Schule von Ilse Arlt. Nur die Fürsorgeschulen blieben bestehen; zum einen die Fürsorgeschule der Stadt Wien und zum anderen die Schule des Landes Steiermark. Unter diesen Bedingungen wurde die Ausbildungsstätte in Wien zur *Sozialen Frauenschule* umbenannt. Mit diesen Ereignissen wurden alle Bestrebungen und Entwicklungen in Richtung eines autonomen Berufsstandes beendet. In diesem System wurde die Wohlfahrtspflege Teil der Erb- und Rassenpflege der nationalsozialistischen Ideologien. Auf diesen Teil der Vergangenheit soll hier nicht näher eingegangen werden und ich halte mich diesbezüglich an Maria Dorothea Simons Verweis auf Werner Steinhauser[17]. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde mit der Wiedererrichtung Österreichs als Staat 1945 auch die Schule der Stadt Wien wieder geöffnet, dieses Mal als *Fürsorgeschule der Stadt Wien* bezeichnet. Sowohl der Lehrplan als auch die Tätigkeitsfelder der Fürsorgerinnen hatten sich seit der Zwischenkriegszeit kaum verändert. Charakteristisch für die damalige Zeit war, dass die Schule dem Jugendamt unterstand und der Schwerpunkt der Arbeit auf der Jugendfürsorge lag. Zudem kam es in anderen Ländern zu dieser Zeit auch zur Weiterentwicklung von Methoden innerhalb des Feldes, was sich allerdings aufgrund der Kriegsjahre nur langsam auf Österreich auswirkte. Die Reformgedanken von Julius Tandler gab es nicht mehr und der Handlungsraum und die Praxisfelder der Absolventinnen waren äußerst gering und eingeschränkt. Hinzu kamen innere Querelen, welche die Weiterentwicklung zusätzlich hemmten. Unterschiedliche Auffassungen und Bewertungen von FürsorgerInnen und Amtsvormunden verschärften die Situation. Der Beruf der Fürsorgerin wurde im Gegensatz zum Amt des Vormundes sowohl vonseiten der Institutionen als auch vonseiten der Öffentlichkeit abgewertet. Diese Tatsache wirkte sich auch insofern auf die Ausbildung aus, als dass es nur mehr sehr wenige Interessentinnen dafür gab. Ein zusätzlicher Faktor, der das Fürsorgewesen zur damaligen Zeit noch weniger attraktiv machte, war der gesellschaftliche Wandel und die damit verbundenen Konsequenzen und Problematiken. Die Forderung nach einer modernen Sozialarbeit im partnerschaftlichen Sinne wurde deshalb immer lauter (vgl. ebd. 19-21). An dieser Stelle gilt es auch Rosa Dworschak zu erwähnen, die eine Absolventin der Ilse Arlt- Schule und Psychoanalytikerin war. Sie plädierte für die

[17] Steinhauser, Werner. 1994. Geschichte der Sozialarbeiterausbildung in Österreich. ÖKSA. Wien.

Einführung und Berücksichtigung psychoanalytischer Faktoren sowie die Einbindung von Familie in Ausbildungs- und Therapieinhalte. Als ihr größter Verdienst kann die Entwicklung der sogenannten Case-Work-Methode gesehen werden, die heute fest verankert im Methodenrepertoire der modernen Sozialarbeit ist und Basis einer partnerschaftlichen Begegnung von SozialarbeiterInnen und KlientInnen darstellt. Dworschak ist auch die Etablierung der Supervision als ein moderner Bestandteil von Beratungsformen zu verdanken (vgl. Zierer 2010: 6).

3.6.3 Von der Lehranstalt zur Akademie zur Fachhochschule

1962 kam es im österreichischen Schulsystem zu einer Neuordnung durch das Schulorganisationsgesetz. Im Rahmen dieser Umstrukturierungen wurden die bestehende Fürsorgeausbildung und die Fürsorgeschulen in die Lehranstalt für gehobene Sozialberufe umfunktioniert. Im Zuge des Schulorganisationgesetzes wurde die Lehrerbildungsanstalt zu einer Pädagogischen Akademie geändert; allerdings reichte es für die kleine Gruppe an SozialarbeiterInnen, ihre Forderungen und Interessen durchzubringen und die neue Ausbildungsform wurde lediglich als akademieverwandte Lehranstalt angesehen und bezeichnet. Den Status der Ausbildung und des Berufes betreffend, kam es durch die Umgestaltung allerdings zu einer Aufwertung. So galt die SozialarbeiterInnenausbildung nun als ein fixer und anerkannter Bestandteil des Schulwesens. Ausbildungsplan und Lehrplan waren verbindliche Komponenten der neuen Lehrform, für welche Reifeprüfung oder Vorbereitungslehrgang als Aufnahmevoraussetzungen beschlossen wurden. Zur großen Wende in der Sozialarbeit kam es durch die gesellschaftlichen Entwicklungen in den 1970er Jahren. Die Bewegung der 68er Generation wirkte sich auch auf das Feld der Sozialarbeit aus: Neue Aufgaben, Arbeitsfelder und Methoden wurden definiert und umgesetzt. Charakteristisch für diese Zeitspanne ist die Ablöse der kontrollierenden Funktion von Sozialarbeit zu einer Dienstleistung. Die Ausbildung und der Unterricht wurden neu und aktuell gestaltet, ebenso entstand eine Vernetzung der Lehrenden und Studierenden. Dieser Aufschwung einer zeitgemäßen und modernen Sozialarbeit führte auch wieder zu einer Aufwertung der Ausbildung und des Berufes. Auch kam es im Zuge dieser Entwicklungen zur Etablierung des ersten *„berufspolitisch aktiven überparteilichen Berufsverbandes unter Vorsitz von Gerlinde Gelinek“* (Simon 1995: 22). Durch eine Änderung des Schulorganisationsgesetzes im Jahre 1976 wurde die Lehranstalt für gehobene Sozialberufe zur Akademie für Sozialarbeit umstrukturiert.

Die von Lehrenden und Studierenden geforderte dreijährige Ausbildung wurde nicht realisiert und somit blieb die zweijährige Ausbildungsform in Österreich eine der kürzesten überhaupt. Außerdem blieb die Akademie dem Stadtschulrat unterstellt und nicht dem Unterrichtsministerium, wie es für andere Akademien der Fall war. 1978 wurden die Ausbildungsräumlichkeiten dann zum ersten Mal in der Geschichte des Berufes in ein eigenes Gebäude übersiedelt, das *Ausbildungszentrum der Stadt Wien für Sozialberufe*. Schlussendlich wurde die *Sozialakademie* (SOZAK) 1987 auf die dreijährige Ausbildungsform mit einer abschließenden Diplomarbeit verlängert, in der sie bis zur Einführung der Fachhochschulausbildung existierte (vgl. ebd. 21-23).

Durch das Fachhochschulgesetz 1992 wurde die Ausbildung an der Sozialakademie zur Ausbildung an einer Fachhochschule umgewandelt, die zugleich um ein Jahr verlängert wurde und somit insgesamt einer vierjährigen Ausbildung entsprach. Wichtigstes und entscheidendes Charakteristikum dieser Form ist der Abschluss mit Magister/Magistra (FH) und der damit verbundenen Befähigung, ein Doktorratsstudium an einer Universität zu absolvieren. Somit erhält man mit Abschluss des Studiums einen akademischen Titel im Vergleich zur Erlangung der Berufsbezeichnung des Diplomsozialarbeiters/der Diplomsozialarbeiterin (DSA) nach Beendigung der Sozialakademie. Im Zuge des Bologna-Prozesses kam es 2005 zu einer weiteren Umstrukturierung und der Einführung von Bachelor- und Masterstudien an den Fachhochschulen (vgl. Zierer 2010: 7-8).

3.7 Zusammenfassung

Ausgehend von historischen Entwicklungen, vollzog sich im 19. Jahrhundert ein gesellschaftlicher und sozialer Differenzierungsprozess, welcher sich zum einen in einer geschlechtlichen Arbeitsteilung und zum anderen in der Etablierung der proletarischen und der bürgerlichen Schicht manifestierte. Die räumliche Trennung von Arbeitsbereich und Wohnbereich bildete eine bedeutende Basis für die Entstehung eines sogenannten Orts des Privaten im Gegensatz zum Erwerbsleben. Diese neue private Sphäre, nunmehr den bürgerlichen Frauen zugeordnet, wurde zu jenem Raum, in dem das bürgerliche Ideal eines Familienmodells entwickelt wurde beziehungsweise in dessen Zentrum die Mutter-Kind Beziehung stand. Ein neues Bild der Frau mit einem spezifischen Wesen und typischen Eigenschaften und Fähigkeiten wurde konstruiert. Die Rolle der Frau als Mutter wurde besonders betont und Frauen dieser Zeit über den Begriff der Mütterlichkeit definiert und charakterisiert. In der sogenannten Polarisierung der Geschlechtscharaktere wurde das natürliche emotionale weibliche Wesen mit seinen Reproduktionstätigkeiten im privaten Bereich jenem des kulturellen rationalen männlichen Wesens mit seinen Produktionstätigkeiten im öffentlichen Bereich gegenübergestellt. Durch das Konzept der Geschlechtscharaktere und dessen wissenschaftlicher Absicherung erfolgte eine Vergesellschaftung der Frau als Mutter und ihr spezifisch weibliches und mütterliches Wesen wurde als natürlich dargestellt sowie ihre Aufgaben und Tätigkeiten als sogenannte „Naturaufgaben“ definiert. Schließlich versuchte man dieses weibliche Ideal in den Kreisen der bürgerlichen Frauen auf einen größeren Wirkungsbereich zu übertragen. Die traditionelle Geschlechterrolle der Frau sollte vom häuslichen Bereich in die Öffentlichkeit verlegt werden. Durch die bürgerliche Frauenbewegung und ihr Leitmotiv der „Geistigen Mütterlichkeit“, als Inbegriff aller weiblichen Qualitäten, gelang dieser Brückenschlag in den öffentlichen Bereich. Die häuslichen Tätigkeiten wurden in ähnlichen Feldern in öffentlichen Bereichen übernommen. Zudem waren die Bestrebungen der Frauenbewegung auch eine Art Widerstand, ein Aufbegehren gegen die männlich dominierte Gesellschaft. Diese Entwicklungen waren die Voraussetzungen für die ersten Formen der sozialen Arbeit und für die Etablierung einer Ausbildung und professioneller Berufsfelder. Die ehrenamtlichen sozialen Tätigkeiten wurden durch die ersten Ausbildungsschulen in soziale Berufsfelder verändert. Somit wurden die „natürlichen“ Tätigkeiten der bürgerlichen Frauen im familiären Umfeld auf kulturelle Aufgaben innerhalb der Gesellschaft erweitert.

Die hier besprochenen Aspekte beziehen sich konkret vor allem auf die Entstehung einer Weiblichkeitsvorstellung, die im bürgerlichen Milieu anzusiedeln ist. Die Rolle der Frau innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und die Frauen selbst erschienen maßgeblich für die Entwicklung einer Sozialen Arbeit, die Vorläuferin ihrer heutigen modernen Formen war. Historisch bedingte Veränderungsprozesse, die eine räumliche Trennung von Arbeit und Wohnen mit sich brachten, sind Grundlage einer Etablierung einer sogenannten privaten und öffentlichen Sphäre. Damit verbunden ist die Zuteilung von Frauen und Männern zu diesen Sphären. Diese historische Form der geschlechtlichen Arbeitsteilung manifestiert sich zusehends in entsprechenden Aufgaben und Tätigkeiten, welche wiederum charakterliche Zuschreibungen und Wesensbestimmungen zur Folge hatte. Die wesensphilosophische Überhöhung und gleichzeitige Absicherung dieser theoretischen Konstruktionen von Weiblichkeit sowie Männlichkeit durch die Wissenschaft, legitimierten die Geschlechtszuschreibungen als eine natürliche Tatsache (vgl. Schmidbauer 1994: 13). In der Konzeption der polaren Geschlechtscharaktere erlangten diese Definitionen der Wesen eine generelle und universale Gültigkeit. Diese im Bürgertum entworfenen Geschlechterrollen wurden in der Polarisierung der Geschlechtscharaktere verallgemeinert und zu einer gesellschaftlichen Normvorstellung gemacht, welche die Grundlage für die Kategorien weiblich und männlich bildet. Es gilt hinzuzufügen, dass dieser Geschlechtskonzeption zum einen eine männerrechtliche Herrschaftsideologie innewohnt und zum anderen, dass diese die Grundlage für eine ahistorische und biologistische Argumentation hinsichtlich geschlechtstypischer Verhaltensmuster bildet (vgl. Mitterauer 1985: 66-74). Diese idealistische Überhöhung der Wesen, insbesondere dem hier relevanten Wesen der Frau und ihrer spezifischen Rolle, reduzierte den Zugehörigkeits- und Tätigkeitsbereich der bürgerlichen Frauen auf die Familie und die Hausarbeit. Diese Bereiche standen den Bereichen der Gesellschaft und der Erwerbstätigkeit gegenüber. Eine Ungleichbehandlung sowie in weiterer Folge eine soziale und auch juristische Diskriminierung der Frau zogen diese Entwicklungsprozesse zum einen mit sich, zum anderen legitimierten sie diese ebenso. Die bürgerliche Frauenbewegung, im konkreten Fall der hier relevante gemäßigte Flügel, griff diese Weiblichkeitsvorstellung auf und nutzte genau diese als Emanzipationspotential und Befreiungsschlag aus der familiären Sphäre und erweiterte ihren häuslichen Wirkungskreis auf den gesellschaftlichen Bereich, um durch ihr weibliches Potential die männlich dominierte Gesellschaft mitzugestalten (vgl. Sachße 2003: 99-101). Indem sich die bürgerlichen Frauen über den Ausruf der geistigen Mütterlichkeit an die

klar definierten Geschlechterrollen und die damit verbundenen Konsequenzen anpassten und diese nicht in Frage stellten, leisteten sie gleichzeitig Widerstand, indem sie die Sphärentrennung überwanden und durch die Etablierung sozialer Arbeit gesellschaftliche Emanzipation sowie in weiterer Folge berufliche Expansion erlangten (vgl. Schmidbauer 1994: 17-18). Wie bereits angeführt, kann somit behauptet werden, dass die Sozialarbeit als Frauenberuf konzipiert und ebenso realisiert wurde. Durch weitere Bestrebungen hinsichtlich der Etablierung von Ausbildungsinstitutionen wurde die Basis eines Berufsfeldes geschaffen, welches als sogenannte weibliche Domäne vertieft wurde. Diese Aspekte bilden die Grundlage für einen Beruf, der bis in die 1960er Jahre hauptsächlich von Frauen ausgeübt wurde. Im weiteren Verlauf führten Faktoren wie Verberuflichung, Professionalisierung sowie Verwissenschaftlichung zu jenen Veränderungen, welche die Sozialarbeit weiter veränderten und weiter entwickelten.

4. Moderne Soziale Arbeit: Aktuelle Skizzierung und Kontextualisierung

Sozialarbeit wurde in ihren Anfängen hauptsächlich für Frauen konzipiert und von Frauen geleistet. Durch Veränderungen und Entwicklungen auf sozialen, gesellschaftlichen und politischen Ebenen hat die Sozialarbeit in den letzten Dekaden einen Wandel erfahren, der zu einer Weiterentwicklung des Selbstverständnisses und somit auch zu einer Umgestaltung und Ausweitung der Aufgaben der Sozialarbeit geführt hat (vgl. Gruber 1995: 116). Diese moderne Form Sozialer Arbeit steht im vorliegenden Teil der Arbeit im Zentrum. In den folgenden Ausführungen beziehe ich mich auf jene Dokumente, die der Österreichische Berufsverband von SozialarbeiterInnen (OBDS) auf seiner Homepage veröffentlicht hat und welche als Richtlinien und Leitbild zeitgemäßer Sozialarbeit gelten. Die wichtigsten Aspekte bezüglich Definition, Auftrag und Aufgaben sowie der unterschiedlichen Handlungsfelder der Sozialarbeit und im Späteren auch der aktuellen Ausbildungsform werden zusammengefasst dargestellt. Dadurch soll ein Eindruck wichtiger Prinzipien und Zusammenhänge vermittelt werden und ein Bild der aktuellen Sozialarbeit, ihrer Tätigkeitsfelder und Arbeitsweisen in Österreich skizziert werden (vgl. URL 9).

4.1 Definition von Sozialarbeit

„Soziale Arbeit als Beruf fördert den sozialen Wandel und die Lösung von Problemen in zwischenmenschlichen Beziehungen, und sie befähigt die Menschen, in freier Entscheidung ihr Leben besser zu gestalten. Gestützt auf wissenschaftliche Erkenntnisse über menschliches Verhalten und soziale Systeme greift soziale Arbeit dort ein, wo Menschen mit ihrer Umwelt in Interaktion treten. Grundlagen der Sozialen Arbeit sind die Prinzipien der Menschenrechte und der sozialen Gerechtigkeit“ (URL 1).

So lautet die internationale Definition von Sozialarbeit der International *Federation of Social Workers*[18]. Diese Formulierung ist eine Weiterentwicklung der *IFSW* Definition aus dem Jahre 1982 und betont die Prozesshaftigkeit Sozialer Arbeit und wird deshalb nicht als endgültig erachtet. Gegenstand Sozialer Arbeit sind die komplexen Beziehungen zwischen Menschen

[18]IFSW (vgl. URL 8).

sowie die Beziehungen von Menschen zu ihrer Umwelt. Professionelle Soziale Arbeit kann unterschiedliche Formen annehmen und setzt sich aus der Verknüpfung von Theorie, Praxis und Werten zusammen. Diese Werte können als humanitäre und demokratische Ideale verstanden werden und sind in den *„Codes of Ethics"*[19] festgeschrieben. Die Basis sozialarbeiterischen Agierens bilden die Menschenrechte sowie die Motivation, im Sinne sozialer Gerechtigkeit zu handeln. Ein systemischer Ansatz dient der Sozialen Arbeit als theoretische Grundlage (vgl. ebd.):

„Die professionelle Soziale Arbeit bedient sich der Wissenschaften über menschliche Entwicklungen, Verhalten und Soziologie, um schwierige Situationen zu analysieren, und um individuelle, organisatorische, soziale und kulturelle Veränderungen zu erleichtern"(ebd.).

In der praktischen Umsetzung bedient sich die Sozialarbeit unterschiedlichster Handlungsmöglichkeiten geprägt, von verschiedensten Techniken und Methoden, die sich auf das Individuum oder das Kollektiv konzentrieren. Ihre Interventionsbereiche umfassen Prozesse auf der persönlichen Ebene sowie gesellschaftliche und institutionelle Prozesse, wie etwa Gesetzgebungen. Der Charakter Sozialer Arbeit ist dynamisch und prozesshaft und abhängig von sozialwirtschaftlichen, kulturellen und historischen Aspekten und Gegebenheiten. Somit variieren die Schwerpunkte und Inhalte der Sozialen Arbeit im Wandel der Zeit (vgl. ebd.).

4.2 Auftrag und Aufgaben der Sozialarbeit

Gegenstand der Sozialarbeit sind die sozialen Probleme auf den bereits im Vorfeld beschriebenen Ebenen. Professionelle Soziale Arbeit setzt da ein, wo soziales Unrecht entsteht und dort, wo es dem Individuum oder dem Kollektiv an Ressourcen fehlt, den jeweiligen Alltag zu bewältigen (vgl. URL 2): *„Sozialarbeit ist Lobbying für Benachteiligte, Diskriminierte und Randgruppen in der Gesellschaft und arbeitet auf die Beseitigung der Ursachen menschlicher Notlagen materieller, gesundheitlicher, sozialer, kultureller Art hin"* (ebd.).

Der ganzheitliche Ansatz der Sozialarbeit bezieht sich auf die Erfassung einzelner Menschen, Gruppen oder des Gemeinwesens in einer gesamtheitlichen Perspektive (vgl. ebd.)

[19] IFSW; Ethics in Social Work (vgl. URL 10)

„Professionelle Soziale Arbeit ist bemüht, Armut zu lindern, verletzte ausgestossene [sic!] und unterdrückte Menschen zu befreien, so wie die Stärken der Menschen zu erkennen und Integration zu fördern“(URL 1).

Somit ist Soziale Arbeit zum einen die Vertretung der Interessen ihrer KlientInnen, zum anderen aber ist sie auch Teil der Politik und erfüllt mit der Bewältigung und der Prävention von sozialen Problemen einen gesellschaftlichen und sozialpolitischen Auftrag. Zu den Aufgaben der Sozialen Arbeit zählen die Förderung von Einzelnen und von Gruppen in ihrer Entwicklung auf verschiedenen Ebenen sowie die Koordination unterschiedlicher Beteiligter im Hilfssystem. Weiters trägt sie auch dazu bei, dieses Hilfssystem und den Zugang zu diesem ständig weiter zu entwickeln und zu verbessern. Ihr Ziel, soziale Probleme zu erkennen, erreicht die Sozialarbeit durch Ursachenanalysen, Beobachtungen und Erforschungen individueller Fälle sowie gesellschaftlicher Bedingungen. Neben der Mitgestaltung von Sozialpolitik und Gesetzgebung zählt es auch zur Aufgabe der Sozialarbeit, wissenschaftliche und transdisziplinäre Forschung anzustreben und durchzuführen (vgl. URL 2).

4.3 Berufs- und Handlungsfelder Sozialer Arbeit

Der Tätigkeitsbereich der Sozialen Arbeit teilt sich auf mehrere Handlungsfelder auf, welche sich an den unterschiedlichen Anforderungen und Problemstellungen der betroffenen KlientInnen orientieren. Grundsätzlich können acht große Handlungsfelder als Gegenstand der Sozialarbeit definiert werden. Die folgenden charakterisierenden Aspekte und kurzen Beschreibungen sollen einen zusammenfassenden Einblick in diese Bereiche geben.

Kinder, Jugendliche, Familie

Das Handlungsfeld *Kinder, Jugendliche, Familie* stellt den größten Aufgabenbereich der Sozialarbeit dar. Im Mittelpunkt stehen der Schutz von Kindern und Jugendlichen sowie die Förderung derer Entwicklung. Hier stellt das Jugendwohlfahrtsgesetz einen wichtigen Aspekt in der Regelung von Sozialen Diensten in diesem Bereich dar. Neben dem Schutz und der Förderung gelten auch allgemein die Verbesserung der Familiensituation sowie der Lebensumstände und die generelle Verbesserung der Rahmenbedingungen der Betroffenen und ihrer Familien als zentrale Arbeitsinhalte. Der Aufgabenbereich in diesem Sektor ist äußerst

vielfältig und umfasst Beratungs- und Betreuungsfunktionen in unterschiedlichen sozialarbeiterischen Institutionen. In die betreffenden Tätigkeitsbereiche fallen unter anderem die Sozialarbeit am Jugendamt, Familienberatungsstellen, Kinderschutzzentren, Jugendzentren, Streetwork, Interventionstellen und Mediation (vgl. URL 3).

Alte Menschen

Einen nächsten Sektor stellt das Handlungsfeld *Alte Menschen* dar. In diesem Bereich stehen vor allem die bedrohte soziale Integration und die Aufrechterhaltung der Selbstbestimmung von alten Menschen im Vordergrund. Die Sozialarbeit will hier wesentliche Aspekte, wie die Gestaltung des Alltages in einer zufriedenstellenden Wohnsituation, die Förderung von Solidarisierungsprozessen unter älteren Menschen sowie die Erhaltung persönlicher Ressourcen, wie familiäre und nachbarschaftliche Beziehungen aufrechterhalten und ermöglichen. Neben der personenbezogenen Unterstützung und Hilfe, wie sie beispielsweise am Amt oder in entsprechenden Einrichtungen stattfindet, ist in diesem Bereich der Sozialarbeit auch eine enge Kooperation mit Gesundheitsberufen erforderlich (vgl. ebd.).

Materielle Absicherung

Im Handlungsfeld *Materielle Absicherung* hat die Sozialarbeit erwachsene Personen, die sich in materiellen Notsituationen befinden oder von solchen Situationen unmittelbar bedroht sind, zum Gegenstand ihrer Aufgabe. Hier ist das Ziel der Sozialarbeit, dass diese Menschen wieder selbstständig ihr Einkommen und ihre Wohnsituation sichern können. Zum Aufgabenbereich in diesem Sektor zählen die Existenzsicherung der KlientInnen, Schuldenregelung, Erarbeitung von Lösungsansätzen, Nützen der eigenen Ressourcen sowie die Unterstützung durch Übergangswohnmöglichkeiten. In diesem Feld übernimmt die Sozialarbeit eine beratende Position für öffentliche und politische Institutionen sowie oftmals die Funktion eines letzten Auffangnetzes für KlientInnen (vgl. ebd.).

Gesundheit

Das Handlungsfeld *Gesundheit* umfasst die Arbeit mit PatientInnen in Krankenhäusern, die Arbeit mit suchtkranken Menschen, mit geistig oder körperlich beeinträchtigten Menschen, geriatrischen PatientInnen sowie die Arbeit mit den Angehörigen und Bezugspersonen der Betroffenen. In diesem Feld liegt der Schwerpunkt der Arbeit in der Minimierung und

Prävention der Benachteiligungen, welche aufgrund von Krankheit und Behinderung entstehen können. In der klinischen Sozialarbeit wird besonders darauf geachtet, Zusammenhänge zwischen der Erkrankung und der Lebenswelt der PatientInnen zu erkennen. Die direkte Arbeit kann in stationären Einrichtungen, in extramuralen Einrichtungen, wie Tageskliniken und Rehabilitationsheimen und auch in der Beratung und Gründung von Selbsthilfegruppen stattfinden (vgl. ebd.).

Straffälligkeit

Den nächsten Bereich stellt das Handlungsfeld *Straffälligkeit* dar, welches die Arbeit mit Personen umfasst, die der Verurteilung oder Verdächtigung von Straftaten unterliegen. Es wird hier unterschieden, ob die Notwendigkeit sozialarbeiterischen Handelns vom Gericht oder der Staatsanwaltschaft veranlasst wird oder in freiwilliger Übereinkunft zwischen KlientInnen und Institution erfolgt. Die Aufgaben von SozialarbeiterInnen in diesem Sektor konzentrieren sich auf psychosoziale Unterstützung von KlientInnen, Bewältigung von Krisen, Stabilisierung der Persönlichkeit sowie allgemein Verbesserung von Lebenssituation und Konfliktverhalten der KlientInnen. Konkrete Arbeitsbereiche finden sich im Sozialen Dienst direkt in Justizanstalten, in der Bewährungshilfe, in der Haftentlassenen-Hilfe oder in der Wohnbetreuung nach der Haftentlassung, um nur einige Bespiele zu nennen (vgl. ebd.).

Beruf und Bildung

Im Handlungsfeld *Beruf und Bildung* sind sehr unterschiedliche Bereiche, wie Erwachsenenbildung, betriebliche Sozialarbeit oder die Sozialarbeit mit Arbeitslosen verankert. Ziel ist in diesem Feld die Integration von Jugendlichen und Erwachsenen durch Projekte und Initiativen am primären oder sekundären Arbeitsmarkt. Hier arbeiten SozialarbeiterInnen auch in multiprofessionellen Teams, die im Rahmen von Kursen die Qualifikationen der TeilnehmerInnen ausbilden und stärken. In diesem Bereich geht es um praktische Maßnahmen, wie Bewerbungstrainings, Begleitungen sowie die konkrete Suche nach Arbeitsplätzen. Aber auch die Reduzierung von Defiziten, welche die Integration am Arbeitsmarkt behindern, wird in der Arbeit mit Einzelnen oder Gruppen forciert (vgl. ebd.).

Migration und Integration

Ein weiterer Bereich der Sozialarbeit ist das Handlungsfeld *Migration und Integration*. Die Zielgruppe sind Menschen, die mit ausländischer Staatsbürgerschaft in Österreich leben. Dabei muss auf den unterschiedlichen Status dieser Menschen hingewiesen werden. Diese können beispielsweise als GastarbeiterInnen, Flüchtlinge, AsylwerberInnen, oder arbeitslose AusländerInnen in Österreich Aufenthalt haben. Auch die Angehörigen dieser Menschen zählen zur Zielgruppe der Sozialarbeit in diesem Bereich. Der konkrete Auftrag besteht in der Beratung und Unterstützung auf unterschiedlichen Ebenen: Materielle Absicherung, rechtliche Beratung, Existenzsicherung, aber auch Schubhaftbetreuung und Rückkehrberatung stehen im Mittelpunkt. Sprachliche und kulturelle Barrieren sollen überwunden werden sowie Prävention und Moderation von Konflikten in den Bereichen Arbeit, Wohnen oder Freizeit durch sozialarbeiterisches Handeln gefestigt werden. Hier kommt auch der Aspekt von Sprache, Fremdsprache und muttersprachlichen Kompetenzen zum Tragen, welcher vor allem in der Beratungstätigkeit unbedingt erforderlich ist (vgl. ebd.).

Internationale Sozialarbeit und Entwicklungsarbeit

Als letzter Sektor soll nun noch das Handlungsfeld *Internationale Sozialarbeit und Entwicklungsarbeit* genannt werden. In diesen Bereich fällt zum einen die sogenannte Einzelfallhilfe, bei der Interkulturalität eine große Rolle spielt. Zum anderen stehen auch Thematiken wie Adoption oder Kinderhandel im Mittelpunkt dieses Feldes. Die Arbeit in Entwicklungshilfeorganisationen zählt ebenso zu diesem Handlungsfeld wie der länderübergreifende Aufbau von sozialarbeiterischen oder sozialstaatlichen Strukturen. In diesem relativ neuen Teilbereich der Sozialarbeit beschäftigen sich ExpertInnen aus der Sozialarbeit mit dem Aufbau solcher Strukturen in anderen Ländern. Dieser interkulturelle und internationale Aspekt von Sozialarbeit kommt aber ebenso in anderen Handlungsfeldern vor, vor allem in der im Vorfeld ausgeführten Arbeit mit MigrantInnen oder Flüchtlingen (vgl. ebd.).

4.4 Aktuelle Ausbildung am Beispiel Wien

Die historischen Entwicklungen der Ausbildungsformen wurden unter dem Punkt 3.6 dieser Arbeit genauer dargestellt. Im Folgenden soll kurz auf die aktuellen Ausbildungsmodalitäten innerhalb des Feldes der Sozialen Arbeit eingegangen werden. Im Rahmen der aktuellen Ausbildungsmöglichkeiten an der Fachhochschule in Wien spricht man von Sozialer Arbeit. Eine allgemeine Definition Sozialer Arbeit und ihrer Ausbildungsinhalte lautet folgendermaßen:

„Das Anliegen, Menschen aller Altersgruppen bei der Gestaltung Ihres Lebens zu unterstützen und Einschränkungen in gesellschaftlicher Teilhabe zu reduzieren, steht im Mittelpunkt der Sozialen Arbeit“ (URL 5).

In der aktuellen Ausbildungsstätte FH Campus Wien besteht die Möglichkeit der Variante, das Bachelorstudium Soziale Arbeit oder die Masterstudiengänge Sozialraumorientierte oder Klinische Soziale Arbeit sowie Sozialwirtschaft und Soziale Arbeit zu inskribieren. Zusätzlich besteht das Angebot, einen Masterlehrgang zur Weiterentwicklung unter der Bezeichnung Gemeinwesenentwicklung, Quartiermanagement und lokale Ökonomie zu besuchen. An der FH Campus Wien kann das Bachelorstudium Soziale Arbeit in einer Vollzeit- beziehungsweise in einer berufsbegleitenden Form absolviert werden. Das Bachelor-Studium dauert sechs Semester und schließt mit *Bachelor of Arts in Social Sciences (BA)* ab. Ebenso gibt es die Möglichkeit, zwei Masterstudiengänge mit den unterschiedlichen Schwerpunkten Sozialraumorientierte oder Klinische Soziale Arbeit in Vollzeitform sowie Sozialwirtschaft und Soziale Arbeit berufsbegleitend zu wählen. Diese Form des Studiums ist in vier Semester gegliedert und endet mit der Erlangung des *Masters of Arts in Social Sciences (MA).* Die Möglichkeit, einen berufsbegleitenden Masterlehrgang zur Weiterentwicklung zu besuchen, ist über fünf Semester ausgelegt und schließt mit der Betitelung *„Master in Community-Development“* ab (vgl. URL 4).

4.5 Moderne Sozialarbeit: Kontextualisierung durch Expertinnen

In den folgenden Ausführungen wird der Frage nachgegangen, inwiefern Sozialarbeit heute noch als ein Frauenberuf klassifiziert wird. Die Kontextualisierung moderner Sozialer Arbeit hinsichtlich einer Klassifizierung als Frauenberuf sowie aktuelle relevante Entwicklungen diesbezüglich werden durch die Einschätzungen und Meinungen von zwei Expertinnen erläutert. Dabei handelt es sich zum einen um FH-Prof.in Dr.in DSA Brigitta Zierer, die als FH-Professorin sowie in der Lehre an der Fachhochschule Campus Wien tätig ist. Zum anderen wurde ein Gespräch mit DSA Maria Elisabeth Moritz, die Vorsitzende des Vorstands des Berufsverbandes der SozialarbeiterInnen in Österreich ist, geführt. Zunächst werden jene Aspekte dargestellt, die im Gespräch mit Brigitta Zierer hinsichtlich einer modernen Sozialen Arbeit und ihrer Ausbildung thematisiert wurden. Im weiteren Verlauf dieses Abschnitts werden auch die in berufspolitischer Hinsicht wesentlichen Aspekte anhand des Interviews mit Maria Moritz dargestellt.

4.5.1 Sozialarbeit als Frauenberuf

Die historische Kontextualisierung der Wurzeln der Sozialen Arbeit hat gezeigt, dass Sozialarbeit in ihren Anfängen von Frauen für Frauen gemacht wurde. Das Emanzipationspotential der bürgerlichen Frauenbewegung öffnete den Frauen die Tür zur beruflichen Verwirklichung: *„Soziale Arbeit galt als ein zur damaligen Zeit für Frauen geeigneter und prädestinierter Beruf. Legitimiert wurde diese Öffnung mit der unterstellten Nähe der Arbeit zu angeborenen, weiblichen Fähigkeiten der Fürsorge und Mütterlichkeit. Damit wurde historisch der Grundstein für die nachhaltige Codierung als ‚Frauenberuf' gelegt"* (Feldhoff 2006: 37).

Die charakteristischen Aspekte für die Klassifizierung als Frauenberuf bilden in diesem Zusammenhang der ideengeschichtliche historische Kontext der Entstehung und Entwicklung der Sozialen Arbeit. Die dargestellten Aspekte dienen hier als Basis der angeführten Überlegungen und als Relevanzmerkmal für die Bezeichnung Frauenberuf. Die im vorangehenden Teil der Arbeit beschriebene historische Konzipierung der Sozialarbeit über die spezifischen weiblichen Fähigkeiten und die weitere Konstituierung als Frauenberuf über die Femininisierung ihrer Tätigkeiten und die über lange Zeit fast ausschließliche Beschäftigung von Frauen in diesem Feld, haben die Sozialarbeit im historischen Kontext als Frauenberuf identifiziert. Im folgenden Abschnitt wird von FH-Prof.in Dr.in DSA Brigitta Zierer die historische

Konzipierung der Sozialen Arbeit als Frauenberuf anhand der Tatsache erläutert, dass so genannte frauenspezifische Tätigkeiten in diesem Bereich zentral waren, weshalb dieses Berufsfeld zunächst auch nur für Frauen zugelassen war:

Zu Beginn der Ausbildung gab es die klare Vorgabe, Einschränkung, dass es ein Frauenberuf ist. Man spricht in diesem Zusammenhang ja auch von Mütterlichkeit als Beruf oder jetzt von „care", der Sorge um jemanden, die man eigentlich sehr klar Frauen zugeschrieben hat. Es hängt auch damit zusammen, dass die ersten Handlungsfelder, die die Sozialarbeit behandelt hat, die Säuglings- und Mutterfürsorge war. Man meinte, dass Frauen einen spezifischeren, einen leichteren Zugang zu Schwangeren oder Müttern haben. In ihrem Rollenverständnis als Frau haben sie das selbst erlernt und wissen Bescheid. Man ist von einer Alltagskompetenz ausgegangen, die dann in eine professionelle Kompetenz überführt wurde (Interview mit B. Zierer 2011: Z. 222-235).

Diese historische Identifikation als Frauenberuf steht auch in Verbindung zu weiteren Aspekten, welche die moderne Sozialarbeit als möglichen Frauenberuf definieren können. Neben den historischen Aspekten, die zur Konstruktion Frauenberuf geführt haben, greift Brigitta Zierer auch die empirische Tatsache auf, dass das Verhältnis der Studierenden an der FH nach wie vor zwei Drittel Frauen und einem Drittel Männer entspricht, was sie als ein generelles Phänomen bezeichnet, wenn es um den Bereich Sozialarbeit geht. Somit kann auf dieser Ebene von einem Berufsfeld gesprochen werden, welches nach wie vor von Frauen dominiert wird. Dies korreliert auch mit der empirischen Feststellung von Christine Gruber (1995), wonach die Soziale Arbeit einen geschlechtsspezifisch geprägten Beruf darstellt. Sie spricht von einem stetigen Frauenanteil zwischen 70 % bis 80 % unter den Absolventinnen und Beschäftigten und definiert das Berufsfeld in quantitativer Hinsicht als eine Frauendomäne (vgl. Gruber 1995: 122). Als weitere Überlegung in diesem Zusammenhang führt Brigitta Zierer die Tatsache an, dass es lange Zeit keine Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb des Berufsfeldes gab sowie die Tatsache, dass die Bezahlung in diesem Bereich niemals wirklich gut war. Dies lässt wiederum einen Rückschluss auf historisch fundierte Assoziationen zu, welche die Sozialarbeit als Frauenberuf prägten und begründeten.

4.5.2 Image eines Frauenberufes

Die Klassifizierung als Frauenberuf und als ein weibliches Berufsfeld steht auch in Wechselwirkung mit dem Image der Sozialarbeit und mit möglichen Folgen für den sozialen Status des Berufes und derer, die diesen ausüben (vgl. Feldhoff 2006: 41). So schreibt Kerstin Feldhoff, dass *„(…) die Femininisierung von Berufen bzw. Tätigkeiten mit deren Entwertung*

einhergeht. Dies bedeutet in der Folge erschwerter Zugang zu Status, Prestige und materiellen Ressourcen" (ebd. 43).

Es findet sozusagen eine Rückwirkung der Zuschreibungen statt, die sich in Form konkreter Auswirkungen auf gesellschaftlicher Ebene manifestieren. Die von Brigitta Zierer angesprochene Alltagskompetenz, welche zu einer professionellen Kompetenz transformiert wurde, kann im möglichen Zusammenhang mit einer Bewertung von Sozialer Arbeit gesehen werden und soll hier mit der historisch konzipierten weiblichen Arbeit, die als sozusagen „natürlich" galt, in Verbindung gebracht werden. Diese historisch fundierte Alltagskompetenz in Form feminisierter Arbeit kann als mögliche Ursache einer Geringschätzung sozialarbeiterischer Tätigkeiten gesehen werden, was sich wiederum auf das Gesamtimage des Berufes auswirkt.

Als einen weiteren wesentlichen Aspekt, der zum Image der Sozialarbeit beiträgt, nennt Brigitta Zierer die „Parteilichkeit" mit den KlientInnen. Diesbezüglich kann von möglichen Assoziationen oder Identifizierungen eine Zielgruppe betreffend ausgegangen werden, die sich auf die Beschäftigten in der Sozialarbeit übertragen und somit das Image des Berufsstandes mitgestalten:

…durch die Parteilichkeit mit den KlientInnen der Sozialarbeit werde ich als Vertreterin der Berufsgruppe auch in die Nähe der KlientInnen gebracht, das ist nichts Imageförderliches, wenn ich mich für obdachlose oder drogenabhängige Menschen engagiere. Das heißt ich komme so in den Nahkreis der Zielgruppe, für die ich beruflich da bin… Insofern würde ich sagen, bekomme ich auch ein Stückchen von diesem Image ab (Interview mit B. Zierer 2011: Z. 468-483).

Kerstin Feldhoff greift in ihrem Artikel ebenfalls diese Tatsache auf und bezieht sich dabei auf Magret Brückner, wenn sie den gesellschaftlichen Status der Sozialarbeit in Verbindung mit der Zielgruppe, die als ausgestoßen und problembeladen beschrieben wird, bringt, welche auf die Soziale Arbeit abzufärben scheint (vgl. Feldhoff 2006: 41).

Als zwei weitere Aspekte, die neben der weiblichen Arbeit und der KlientInnennähe in Verbindung zum Image der Sozialarbeit gebracht werden können, nennt Brigitta Zierer einerseits eine gewisse Art von „Legitimationsdruck" sozialarbeiterischer Handlungen. Dieser Faktor einer Legitimation für die Ausübung Sozialer Arbeit kann wiederum mit der bereits erwähnten Alltagskompetenz bzw. mit vermeintlich alltäglichen Tätigkeiten, wie dem „Sozialsein", in Verbindung gebracht werden. Mit diesem Aspekt des Legitimationsdrucks wird

die Professionalität im Sinne der Notwendigkeit Sozialer Arbeit hinterfragt, was sich wiederum auf das Image des Berufes auszuwirken scheint:

…es gab oder gibt eigentlich nach wie vor diesen Legitimationsdruck. Man muss sagen, warum das niemand anderer machen kann, warum braucht es für das Soziale Professionelle? Also diese Rechtfertigung, unter Anbetracht der entstehenden Kosten, das etwas so viel Wert ist, dass es professionelle HelferInnen für eine Zielgruppe braucht, die eigentlich in der Gesellschaft marginalisiert ist. Wenn das schon keine Privaten machen, darf es aber nicht viel kosten (Interview mit B. Zierer 2011: Z. 505- 514).

Andererseits vermutet Brigitta Zierer auch die historische Einbettung der sozialarbeiterischen Aufgaben in andere Disziplinen als einen möglichen Faktor, der sich auf das Image der Sozialarbeit überträgt. Hier spielen die Aufgaben der Sozialarbeit im historischen Kontext, nämlich als Art Unterstützungsfunktion für andere Disziplinen, eine Rolle. Dies wiederum kann als mögliche Ursache für die Verteilung von Entscheidungskompetenzen innerhalb der Sozialarbeit gesehen werden:

Sozialarbeit hat aus ihrer historischen Tradition heraus zugearbeitet. Wenn ich jetzt an die Anfänge in der Säuglings- und Kinderfürsorge denke. Da hat die Frau, die Fürsorgerin, sich um die Kinder gekümmert und hat dem Arzt, der dort anwesend war, sozusagen zugearbeitet. Heute ist die Krankenhaussozialarbeit ein typisches Beispiel dafür. Wo die Sozialarbeit, ähnlich den paramedizinischen Diensten, verantwortlich ist, dass die Medizin ihre Leistungen umsetzen kann. Oder in Zusammenhang mit Richtern, Pflegschaftsgericht und Jugendamt. Da werden Entscheidungsgrundlagen gegeben, also ich würde sagen mittlerweile ist das schon ganz stark aufgewertet, aber in vielen Fällen entscheidet dann der Pflegschaftsrichter am Bezirksgericht (Interview mit B. Zierer 2011: Z. 515-532).

4.5.3 Akademisierung und Forschungsauftrag

In Anlehnung an die dargebrachten, aus einer historischen Tradition entstandenen Aspekte, und insbesondere an die letztgenannte Vermutung von Brigitta Zierer, dass die Sozialarbeit eine „zuarbeitende" Funktion einnahm, soll hier in Hinblick auf das Image der Sozialarbeit eine weitere Überlegung hinzufügt werden. Dabei halte ich mich wieder an Kerstin Feldhoff (2006), die den sozialen Status der Sozialarbeit diskutiert und diesbezüglich folgenden Gedankengang formuliert, nämlich *„(…) dass Soziale Arbeit nicht über eine singuläre Wissenschaft als Grundlage ihres Handelns verfügt. Sie bezieht sich auf eine Reihe zum Teil sehr heterogener Bezugswissenschaften"* (Feldhoff 2006: 45). Dieser Aspekt lässt einen Rückschluss sowohl auf das Image als auch auf die Professionalisierungsentwicklungen der Sozialen Arbeit als Beruf, Disziplin und Wissenschaft zu. Diese Entwicklungen voranzubringen, kann vor allem über die Organisation und Inhalte der Ausbildung passieren. Diesbezüglich erkennt Brigitta Zierer in der

Ausbildungsentwicklung das mögliche Potential weiterer Professionalisierungsentwicklungen. Durch die Akademisierung soll eine weitere Professionalisierung Sozialer Arbeit vorangetrieben werden:

…mit der Fachhochschule, also mit der Überführung der damaligen Akademie in Fachhochschulen hat erstens eine Volumenzunahme in der Ausbildung stattgefunden. Das, was auf drei Jahre beschränkt war, konnte auf vier Jahre ausgedehnt werden. Damit ist auch eine grundlegende Diskussion im Bereich der Ausbildung und auch innerhalb der Profession passiert. Wenn man der Professionsentwicklung etwas Gutes tun will, dann müssen wir für eine stärkere Akademisierung sorgen. Es geht dabei auch um das Image der Berufsgruppe, die neben, oder gerade in so interdisziplinärem Zusammenhang häufig neben PsychologInnen, JuristInnen und MedizinerInnen bestehen muss. Im Sinne der Anerkennung dieser Profession braucht man eine stärkere akademische Orientierung, um auch im Bereich der scientific community stärker anerkannt zu sein… Es wird wirklich versucht diese stärkere Akademisierung auch in Handlungsfelder oder in Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit zu integrieren und auch ein anderes Selbstverständnis zu vermitteln (Interview mit B. Zierer 2011: Z. 63-97).

Im Sinne dieser Akademisierung, die Brigitta Zierer hier beschreibt, erkennt sie neben den Chancen der Professionalisierungstendenz und dem positiven Rückwirken auf das Image der Sozialarbeit noch weitere Potentiale. In direkter Verbindung zur Akademisierung sieht sie vermehrte und vielseitigere Gelegenheiten hinsichtlich der Option von Karrieremöglichkeiten. Dies wiederum könnte auch einen möglichen Rückschluss auf das Verhältnis von Frauen und Männern innerhalb des Feldes der Sozialen Arbeit zulassen:

Und ich würde sagen mit den FHs und dann noch einmal mit dieser akademischen Ausrichtung, hat sich das auch ein Stück weit in Hinblick auf Karrieremöglichkeiten geöffnet. Einerseits für einige eine akademische Karriere, aber man hat auch die Möglichkeit etwas weiterzumachen, man kann ein Doktorratsstudium anschließen… Möglicherweise auch ein kleiner Anreiz für Männer (Interview mit B. Zierer 2011: Z. 257- 266).

Im Rahmen der Akademisierungstendenzen und der Ausdifferenzierung der Professionalisierungsentwicklungen bringt Brigitta Zierer noch einen weiteren Aspekt der aktuellen Bestrebungen und Bewegungen im Feld der Sozialen Arbeit zur Sprache. In Zusammenhang mit dem, bereits erwähnten, historischen Selbstverständnis der Sozialarbeit als so genannter „zuarbeitenden“ Disziplin, nennt sie ein aktuelles konkretes Charakteristikum der FH Ausbildung, um diesem Verständnis entgegenzuwirken. Im Aspekt des Forschungsauftrages erkennt sie das Potential, die Eigenständigkeit der Disziplin weiter zu entwickeln und zu betonen. Durch die Forschung und die Etablierung in der *„scientific community“* soll ein weiterer Schritt in Richtung „Soziale Arbeit als selbstständige Disziplin“ gelingen:

Mit der Fachhochschulwerdung beziehungsweise der Umsetzung des Fachhochschulstudium-Gesetzes gibt es ja etwas Neues, und zwar den Forschungsauftrag. Mit der Lehre ist gleichzeitig der Auftrag zu forschen verbunden. Es hat eine Diskussion stattgefunden, wie und in welcher Form das umsetzbar ist, und was die Sozialarbeit beforschen soll… Die Sozialarbeit hat sich lange Zeit von ihrem Selbstbildnis her als Zulieferer für andere Disziplinen verstanden. Sie war begehrter Interviewpartner, hat vielleicht sogar eine Initialzündung in die Richtung eines Forschungsprojektes gegeben, aber selbst geforscht hat sie nie. Und dieses Selbstverständnis einerseits die eigene Praxis zu beforschen und darüber hinaus auch soziale Phänomene, gesellschaftliche Phänomene mit Relevanz für die Sozialarbeit zu benennen, das ist durch die FHs aufgekeimt, gestartet und entwickelt worden. Fertig ist es noch nicht wirklich. Und für meine Begriffe wird das erst dann wirklich abgeschlossen sein, wenn es auch ein Doktorratsstudium für Soziale Arbeit gibt. Wodurch ich somit in der „scientific community" wirklich auch vor Ort bin, sichtbar bin für andere Disziplinen und mitarbeiten und mitdiskutieren kann. Das ist in verschiedenen Ländern bereits der Fall, wie beispielsweise im angloamerikanischen Raum, Skandinavien und auch in einigen Staaten in Osteuropa, die ihre Ausbildung nach 1989 alle auf Uni-Ebene begonnen haben (Interview mit B. Zierer 2011: Z. 172-206).

4.5.4 Berufsgesetz und Professionalisierung

Ein weiterer Aspekt hinsichtlich der Professionalisierungsentwicklungen Sozialer Arbeit ist hier aus dem berufspolitischen Bereich zu nennen. Der Österreichische Berufsverband der SozialarbeiterInnen (OBDS) hat ein Berufsgesetz ausgearbeitet und entworfen und strebt die Umsetzung und Etablierung dieses Gesetzes an. DSA Maria Elisabeth Moritz, Vorsitzende des Vorstands des Berufsverbandes der SozialarbeiterInnen in Österreich, nennt die Bestrebungen bezüglich des Berufsgesetzes als den aktuellen Auftrag des Berufsverbandes:

Der Hauptschwerpunkt des österreichischen Berufsverbandes der SozialarbeiterInnen ist es, ein Berufsgesetz auf den Weg zu bringen…Ein anderes Thema sind Menschenrechte und Ethik in der Sozialarbeit, also ethische Standards und Qualitätsstandards, was natürlich mit dem Berufsgesetz verbunden ist (Interview mit M. Moritz 2010: Z. 10-24).

Die Inhalte und Ziele des entworfenen Gesetzes werden vom OBDS unter den Aspekten einer Definition des Tätigkeitsbereiches Sozialer Arbeit sowie der Verankerung von Verschwiegenheitspflicht, Titelschutz und Berufsschutz durch ein geltendes Berufsgesetz zusammengefasst (vgl. URL 7). Als konkrete Ziele und Beispiele nennt Maria Moritz die Etablierung von Standards betreffend Ausbildung, Bezahlung und Anstellung von SozialarbeiterInnen sowie Berufsstandards wie verpflichtende Supervision durch das Berufsgesetz. Die Schwierigkeiten der Umsetzung des Gesetzesentwurfes beziehen sich laut Maria Moritz zum einen auf den wesentlichen Aspekt, dass aufgrund der föderalistischen Ordnung in Österreich die Kompetenzen bezüglich Sozialarbeit den Ländern obliegen:

Es ist in Österreich so, dass Sozialarbeit Ländersache ist und da müssen quasi alle neun Bundesländer einverstanden sein, dass ein österreichweites, bundesweit geltendes Gesetz zustande kommt…Da wird befürchtet, dass den Bundesländern Kompetenzen entzogen werden, wenn bundesweite Regelungen und Standards festgeschrieben werden (Interview mit M. Moritz 2010: Z. 12-17).

Zum anderen nennt Maria Moritz als weiteren Aspekt das so genannte Professionsproblem hinsichtlich anderer Berufe im sozialen Bereich. Hier kommt wiederum der Begriff der bereits besprochenen Alltagskompetenz zum Tragen, die sich neben den bereits erwähnten Bereichen ebenso in diesem Zusammenhang negativ für die Weiterentwicklung Sozialer Arbeit auszuwirken scheint:

Also in den meisten Fällen haben die Leute keine Ahnung, dass Sozialarbeit eine eigene Profession ist. Sie hören nur sozial und Arbeit, das ist so irgendwas, das eh jeder kann, wozu brauchen die ein Gesetz (Interview mit M. Moritz 2010: Z. 52-55).

Seit mittlerweile 13 Jahren versucht der OBDS, dieses Berufsgesetz auf den Weg zu bringen, führt Maria Moritz weiter aus und beschreibt den aktuellen Standpunkt der Bestrebungen folgendermaßen:

…es geht darum so gute Argumente zu bringen, dass das auch wirklich auf die politische Bühne kommt. Im Parlament ist es jetzt, aber es gibt weder einen Regierungsbeschluss dazu, noch einen Parlamentsbeschluss, und immer noch Widerstände (Interview mit M. Moritz 2010: Z. 44-48).

Die Umsetzung eines bundesweiten Berufsgesetzes mit einheitlich geltenden Richtlinien hinsichtlich der genannten Inhalte kann als weiterer wesentlicher Aspekt in den Professionalisierungsentwicklungen Sozialer Arbeit gesehen werden. Auf berufspolitischer Ebene stellen Auftrag und Aufgabe des OBDS einen wesentlichen Beitrag in der Weiterentwicklung und Verankerung eines Selbstverständnisses Sozialer Arbeit dar.

Damit gäbe es den Begriff Sozialarbeit als einen Beruf, für den es ein Gesetz gibt, ein gesetzlicher Rahmen, innerhalb dessen Sozialarbeit gemacht wird (Interview mit Maria Moritz 2010: Z. 110-113).

4.6 Zusammenfassung

Moderne Soziale Arbeit kann aus Perspektive der befragten Expertinnen als ein Feld skizziert werden, das bestrebt ist, Weiterentwicklungen und Veränderungen hinsichtlich der eigenen Disziplin und Profession voranzubringen. Sowohl auf Ebene der Ausbildung als auch auf berufspolitischer Ebene lassen sich Entwicklungstendenzen und Potentiale erkennen. Historische Aspekte als Basis für die Entstehung als Frauenberuf sowie die weitere Klassifizierung als solcher haben das Feld der Sozialen Arbeit in gewisser Weise bis heute geprägt. Historische Aspekte wie ein weibliches Tätigkeitsfeld, Alltagkompetenzen oder die Unterstützungsfunktion andere Disziplinen betreffend ebenso wie der genannte Aspekt der KlientInnennähe können als mögliche Gründe erkannt werden, die sich sowohl auf das Image als auch auf die gesellschaftliche Anerkennung Sozialer Arbeit auswirken und in weiterer Folge einen so genannten Legitimationsdruck, die Ausübung der Arbeit betreffend, mit sich bringen. Mögliche praktische Konsequenzen dieser Zuschreibungen manifestieren sich in der Tatsache geringer Karrieremöglichkeiten und schlechter Bezahlung in diesem Berufsfeld. Aktuelle Bestrebungen, diesem Bild von Sozialer Arbeit entgegenzuwirken, lassen sich durch die Meinung der Expertinnen auf zwei Ebenen skizzieren: Zum einen wird in Form der Akademisierung der Ausbildung und in weiterer Folge auch der Profession ein wesentlicher Beitrag zur Weiterentwicklung der Professionalisierung geleistet. Ebenso birgt der Aspekt des Forschungsauftrages als konkretes Vorhaben der Fachhochschulen das Potential in sich, Soziale Arbeit weiter als eigenständige Disziplin auszuweisen. Zum anderen soll der Versuch der Etablierung und Umsetzung eines Berufsgesetzes einen weiteren Beitrag hinsichtlich einer Professionalisierung auf berufspolitischer Ebene leisten. Diese Professionalisierungsbestrebungen können sich sowohl auf beruflicher als auch auf wissenschaftlicher Ebene auf das Selbstverständnis Sozialer Arbeit auswirken. In weiterer Folge können diese Bestrebungen ebenso Auswirkungen auf das Image Sozialer Arbeit haben und dem skizzierten Bild dieses Berufes entgegenwirken. Auch können diese Entwicklungen Möglichkeiten potentieller Karrierechancen mit sich bringen, was wiederum einen Anreiz für die Berufswahl von Männern schaffen kann. Die von Christine Gruber (1995) formulierten Maßnahmen und Lösungsansätze bezüglich eines Entgegenwirkens des vorherrschenden Bildes von Sozialer Arbeit, nämlich die Entwicklung und Umsetzung von Reformvorschlägen in den Bereichen Ausbildung, Fortbildung sowie Struktur und Organisation des Berufsstandes (vgl.

Gruber 1995: 124), decken sich hier mit den Ausführungen der Expertinnen. Diese dargestellten Bestrebungen auf den Ebenen von Berufsausbildung und Berufsausübung weisen die moderne Soziale Arbeit als ein innovatives und dynamisches Feld aus. Ein Berufsfeld, das bestrebt ist, sich auch noch von den letzten historisch bedingten Assoziationen und Konsequenzen zu emanzipieren und einen deutlichen Gegenentwurf zum einst weiblich konstruierten Tätigkeitsfeld zu skizzieren und zu repräsentieren.

5. Selbstwahrnehmung: Frauen und Männer im Feld der Sozialen Arbeit

Im folgenden Kapitel steht die Selbstwahrnehmung jener Frauen und Männer im Zentrum, die im Feld der Sozialen Arbeit beruflich tätig sind. Die bereits angeführten theoretischen Überlegungen, die historischen Ausführungen zur Konzipierung einer Sozialen Arbeit als Frauenberuf sowie die Kontextualisierung eines aktuellen Feldes Sozialer Arbeit in Österreich durch Expertinnen bilden sowohl den Hintergrund als auch die Basis für die folgenden Ausführungen. Im Vordergrund der Darstellungen stehen hier die subjektiven Wahrnehmungen, Meinungen und Einstellungen von SozialarbeiterInnen, die in Form von Interviews zu ihren Eindrücken und Erfahrungen im Berufsleben befragt wurden. Insgesamt wurden acht SozialarbeiterInnen, davon jeweils vier Frauen und vier Männer, im Zeitraum von August 2010 bis Jänner 2011 befragt[20]. Durch die vorausgegangene Literaturrecherche entstand die Generierung der zentralen Themenschwerpunkte, die den theoretischen und konzeptionellen Rahmen der Interviews formten. Die Struktur der folgenden Ausführungen ergab sich durch die Analyse des Textmaterials in Wechselwirkung mit den zentralen Themenschwerpunkten im Erhebungsverfahren. Die Darstellung der subjektiven Selbstwahrnehmung der befragten Personen erfolgt auf drei verschiedenen Ebenen, nämlich den Ebenen der Motivation, der Qualifikation und der Praxis. Die unterschiedlichen Darstellungsebenen werden in bestimmten Abschnitten aus der Perspektive der befragten Frauen sowie aus der Perspektive der befragten Männer aufgezeigt. Aufgrund der Erhebungsmethode in Form von qualitativen Interviews sowie des Elements der Narration, kann diese Darstellungsform allerdings nicht für alle Punkte gelten. So unterliegen die Punkte 5.1.3 sowie 5.2 aufgrund der verwendeten Erhebungsmethode keiner klaren geschlechtsspezifisch differenzierten Darstellungsform, im Sinne einer Perspektivengegenüberstellung, weshalb diese aus einer Gesamtperspektive der befragten Frauen und Männer veranschaulicht werden.

[20] Die genaue Beschreibung der Auswahlkriterien für die InterviewpartnerInnen erfolgte unter Punkt 1.3.2.

5.1 Wahrnehmungen zur Motivation

„Das Bild eines Berufes wird durch die Berufsmotive derer bestimmt, die ihn ergreifen wollen – umgekehrt prägen Annahmen über den Beruf auch die Berufsmotivation“ (Fröschl 2001: 297).

Im Folgenden soll der Frage nach der Motivation oder der Frage nach den Motiven für die Wahl des Berufes als SozialarbeiterIn nachgegangen werden. Ausschlaggebend für diesen Aspekt der Befragung war der durch die Literaturrecherche über moderne Sozialarbeit gewonnene Eindruck, dass bestimmte Faktoren entscheidend in der Berufsmotivation von SozialarbeiterInnen sein könnten. Zusammenfassend lassen sich diese unter den Punkten des Helfenwollens, des Ausübens einer sinnvollen Tätigkeit, des Einsetzens für ausgegrenzte und benachteiligte Personen sowie des Strebens, etwas zum Besseren zu verändern, summieren (vgl. Hofer 2002: 21). Ein weiterer Aspekt, der zur Generierung dieses Forschungspunktes beitrug war, von Elfriede Fröschl (2001) aus einer Studie zitiert, dass es Unterschiede in den Motiven für die Wahl des Berufes zwischen Frauen und Männern gibt (vgl Fröschl 2001: 299). Dieser theoretische Grundrahmen bildete die Ausgangslage für die Befragung der interviewten Personen nach ihrer Motivation für die Berufswahl.

5.1.1 Berufsfindung und Berufsmotive: Männer

Als ein erster wesentlicher Faktor sowie eine Gemeinsamkeit aller befragten männlichen Personen kann festgehalten werden, dass sie nicht direkt die Ausbildung zum Sozialarbeiter gewählt und angestrebt haben. Frühere Berufsausbildungen, Universitätsstudien oder ein Auslandsaufenthalt standen meist vor der Entscheidungsfindung, in der Sozialen Arbeit tätig sein zu wollen. Die Absolvierung einer Lehre als Zimmerer sowie die berufliche Ausübung in diesem Bereich, als auch in einem weiteren Berufsfeld können hier als eine konkrete Vorerfahrung von Interviewpartner I genannt werden:

> Ich habe sehr lange gesucht, in welche Richtung es gehen soll und eben herausgefunden, was ich nicht will. Sprich das Handwerk, die Technik (Interview I 2010/ Z. 38-40).

Diesen Aspekt betreffend kann hier auch ein weiterer Faktor genannt werden, der als Einschränkung hinsichtlich der Berufswahl zu verstehen ist: Nämlich die Tatsache, aufgrund von

Familienstrukturen und traditionellen Berufsvorstellungen vorerst keine eigene Wahl zu haben, sich für einen Beruf entscheiden zu können, wie Interviewpartner I wie folgend beschreibt:

> Als Kind hätte ich mir das nicht vorstellen können, aber nur weil ich aufgrund meiner persönlichen Biographie keine Wahl hatte. Ich komme aus einem Zimmereibetrieb und ich bin aufgewachsen mit der Bestimmung den Betrieb zu übernehmen und eben das Handwerk zu erlernen (Interview I 2010/ Z. 59-63).

Eine weitere Vorbildung stellt die Inskription von Universitätsstudien dar. Diesbezüglich wurden ausschließlich die Studiengänge Pädagogik und Psychologie gewählt. Auch ein Auslandsaufenthalt über mehrere Monate wird als direkter Faktor genannt, der zur Berufsfindung beigetragen hat. Bei den befragten Männern wirkten sich die angeführten Vorbildungen und Erfahrungen auf Berufs- und Ausbildungsebene als ausschlaggebende Faktoren im Sinne von Ausschlusskriterien maßgeblich auf den Entscheidungsfindungsprozess bezüglich der Berufswahl als Sozialarbeiter aus. Somit war der Weg in das Feld der Sozialen Arbeit kein direkter und anfänglich klarer, wie Interviewpartner VI beschreibt:

> Der Weg dahin ist ein Weg, wo ich entdeckt habe, was ich alles nicht machen möchte, was es an Ausschlusskriterien gibt, wo nicht viel anderes übrig geblieben ist, außer soziale Berufe…Dann ist man natürlich schnell einmal im pädagogischen oder sozialen Bereich. Zuerst habe ich mich für Sozialpädagogik interessiert, Psychologie und dann ist es eben die Sozialarbeit geworden (Interview VI 2010/ Z. 11-23).

Neben früheren Berufs- und Ausbildungsformen stellen zwei weitere Aspekte wesentliche Faktoren dar, die sich auf die Berufswahl auswirkten, nämlich Zivildienst und Praktika. Durch den Zivildienst oder Praktika sowie Studentenjobs kamen die befragten Männer mit den Arbeitsbereichen und Handlungsfeldern der Sozialarbeit in Berührung und lernten diese kennen. Diese praktischen Erfahrungen und der reale Bezug zur direkten Ausübung Sozialer Arbeit wurden als maßgebliche Faktoren für die Berufsmotivation erlebt. Zwei der Interviewpartner nennen den Zivildienst als klares und konkretes Ereignis, welches die Entscheidungsgrundlage für die Wahl der Ausbildung darstellte. Die Erfahrungen, die im Zivildienst und in den Praktika gesammelt wurden, haben dazu beigetragen, Fähigkeiten und Interessen zu erkennen und diese für eine Realisierung im beruflichen sozialen Bereich zu nutzen:

> Ich habe dann recht spät mit 25 Zivildienst in einem Pflegeheim gemacht, und da bin ich mit der Sozialarbeit in Berührung gekommen und dacht mir, dass das genau meins sein könnte. Das war der Auslöser…Im Rahmen des Zivildienstes hab ich die Vermutung gehabt, dass ich meine Fähigkeiten, die ich hab, in diesem Umfeld am besten einbringen kann. Sprich mit Leuten zu arbeiten im sozialen Bereich (Interview I 2010/ Z. 42-72).

Die konkreten Berufsmotive betreffend, die von den befragten Männern genannt werden, ist folgender Aspekt von deutlicher Relevanz: Das Interesse an der Arbeit mit Menschen steht bei allen Befragten deutlich im Vordergrund. Dabei lassen sich zwei weitere konkrete Faktoren benennen, zum einen stellt der direkte Kontakt zu den Menschen, mit denen man in diesem Berufsfeld zu tun hat, ein wichtiges Motiv für die Wahl des Berufes dar. Zum anderen scheint damit auch das Interesse an der Arbeit mit Menschen verbunden, die am Rande der gesellschaftlichen Normen stehen - sprich die Arbeit mit Randgruppen, wie etwa Interviewpartner VI erläutert:

> Weil mich das, was sich am Rand abspielt immer mehr interessiert hat, als das, was im Zentrum passiert. Das war auch in der Schule so, in meiner Klassengemeinschaft, dass ich ein Interesse hatte an Mitschülern, die am Rand standen, und vielleicht bin ich auch selber einmal am Rand gestanden. Kann auch sein, dass das daher kommt. Auf alle Fälle das Interesse an Randgruppen…Und seitdem beschäftige ich mich mit Menschen, die am Rand stehen (Interview VI 2010/ Z. 13-24).

Bezüglich der konkreten charakteristischen Ausprägungen Sozialer Arbeit nennen die Interviewten den Generalismus der Ausbildung im Sinne einer sehr umfassenden und breiten Ausbildung, die als Basis eines weiten beruflichen Standbeines sowie breiter Arbeitsmöglichkeiten empfunden wird. Ebenso wird von Interviewpartner VIII der Aspekt der Kommunikation als inhaltliche Aufgabe und Arbeitsmethode innerhalb der Sozialen Arbeit als Anreiz und wesentliches Interessensmerkmal für die Ausübung des Berufes genannt:

> Ich glaube, was mich schon lange oder früh interessiert hat, war Kommunikation. Auch ehe ich das benennen konnte, war das so. Und alles, was mit Kommunikation zu tun hat, interessiert mich weiterhin (Interview VIII 2011/ Z. 35-38).

5.1.2 Berufsfindung und Berufsmotive: Frauen

Auch bei den befragten Sozialarbeiterinnen kann als erste Gemeinsamkeit festgehalten werden, dass sie ebenso wie die befragten Männer nicht auf direktem Wege in das Feld der Sozialen Arbeit gelangten. Dieselben Faktoren wie Vorbildungen und Vorerfahrungen auf beruflicher und ausbildungsmäßiger Ebene kommen auch hier zum Tragen. Berufliche Vorerfahrungen im wirtschaftlichen und touristischen Bereich stellen hier beispielsweise den Hintergrund einer Sozialarbeiterin dar. Weiters stellt der Faktor universitäre Vorbildung in Form der Inskription für die Studiengänge Soziologie und Psychologie ein Erfahrungsmerkmal für die Berufswahl als Sozialarbeiterin dar. Auch der Aspekt von Praktika in Form von Ferialjobs im Inland und

weiteren Jobs im Ausland über mehrere Monate spielt hier eine zentrale Rolle, wie Interviewpartnerin VII beschreibt:

> Ich habe dann auch Ferialjobs in Behindertenheimen gemacht…Ja, dann war ich ein Jahr im Ausland und habe gejobbt und dann habe ich gesagt, ok Sozialarbeit ist es, habe mich beworben und angefangen (Interview VII 2010/ Z. 15-20).

Als ein neuer und spezifischer Aspekt hinsichtlich der Befragung der Frauen wird hier die Vorerfahrung von Interviewpartnerin III erwähnt, die erst sehr spät die Entscheidung für die Ausbildung und den Beruf getroffen hat. Sie nennt die Familie und Kinder als Gründe für einen späten Einstieg in das Berufsleben. Keine abgeschlossene Ausbildung im Vorfeld der Familiengründung kann als zusätzlich ausschlaggebendes Motiv für die Überlegung hinsichtlich der Berufswahl als Sozialarbeiterin verstanden werden:

> Ich bin eine sehr späte Einsteigerin. Das ist einmal anders als bei vielen anderen. Da ich zuerst verheiratet war und Kinder gehabt habe, dann den Entschluss gefasst habe, noch irgendetwas zu arbeiten… Und da ich nach der Matura die Volksschullehrerinnenausbildung nicht ganz fertig gemacht habe, und da praktisch auch nichts gehabt habe, um einzusteigen, machte ich erst sehr spät die Ausbildung zur Sozialarbeiterin (Interview III 2010/ Z. 11-18).

Eine befragte Sozialarbeiterin berichtet über einen wesentlichen Faktor, der hier als neuer Aspekt hinsichtlich der Entscheidung für den Beruf hinzugefügt wird. Sie nennt das Eintreten einer persönlichen Lebenskrise als ausschlaggebende Beeinflussung einer Neuorientierung sowohl im privaten als auch im beruflichen Umfeld. Auch hier können vorgegebene traditionelle Strukturen im familiären Bereich von Interviewpartnerin II erkannt werden, die zur Verfestigung einer nicht gewollten Lebenssituation beitrugen:

> Ausschlaggebend war eigentlich eine persönliche Krise…Ich hab dann in der Zwischenzeit nach der Matura zwei Jahre gearbeitet im Bereich Eventmanagement, Fremdenführungen gemacht, hab total viel gearbeitet, war in einer Beziehung, die schon vier Jahre gedauert hat und das war auch sehr fix und eng und da war auch schon geplant in die Firma einzusteigen, da hab ich mich ein bisschen eingesperrt gefühlt, meine Rolle hab ich zuhause gehabt und die ganze Familie hat in der Firma mitgearbeitet, also ich hab dann total viel gearbeitet und bin dann im Burn-Out gewesen (Interview II 2010/ Z. 11-30).

Ein weiterer interessanter und möglicherweise überraschender Aspekt, den es hier zu erwähnen gilt, ist die Aussage einer befragten Sozialarbeiterin, die Ausbildung nicht mit dem primären Ziel zu verfolgen, tatsächlich Sozialarbeiterin zu werden: Interviewpartnerin IV nennt die Sozialarbeit als möglichen Quellenberuf, um später in einem anderen Beruf, nämlich als Psychotherapeutin, Fuß fassen zu können. Sie entschied sich für die Sozialarbeit mit dem

Hauptziel, nach dieser Ausbildung eine weitere Ausbildung im Bereich der Psychotherapie anzustreben:

> Ich muss sagen, ich habe mich nie als Sozialarbeiterin gesehen, weil… ich es nicht machen wollte, ich hab es nur gemacht, weil ich Psychotherapeutin werden wollte (Interview IV 2010/ Z. 550-552).

Trotz der unterschiedlichen Zugänge zur Ausbildung und zum Berufsfeld, gibt es auch bei den befragten Frauen einen wesentlichen Faktor, der als Hauptberufsmotiv gesehen werden kann. Auch hier stehen das Interesse am Menschen und die Arbeit direkt mit Menschen im Vordergrund. Dieses Interesse wird als in direktem Zusammenhang mit den eigenen sozialen Fähigkeiten stehend verstanden, was wiederum die Berufsintention zu beeinflussen schien, wie Interviewpartnerin IV schildert:

> Naja, ich glaube das war eigentlich schon immer klar. Also Menschen haben mich immer schon interessiert. Ich glaube, dass ich sehr sensibel bin und ein sehr gutes Gefühl habe für Stimmungen, für Probleme und, dass ich auch gut diplomatisch vermitteln kann und gut Dinge ansprechen kann ohne, dass man geschockt reagiert. Also meine Stärken sind sicher im sozialen Bereich (Interview IV 2010/ Z. 40-46).

Dieses Interesse an der Arbeit und am direkten Kontakt zu Menschen wird noch um ein weiteres Element - konkret die Form und Ausübung des Berufes betreffend - erweitert. Für eine befragte Sozialarbeiterin stellt die Möglichkeit, mit einzelnen Menschen oder - im konkreten Feld der Sozialarbeit - mit KlientInnen arbeiten zu können, ein wichtiges Kriterium für die Wahl des Berufes dar, so erzählt Interviewpartnerin III:

> Also, dass ich mit Menschen arbeiten möchte, so direkt mit und am Menschen, das war mir von Anfang an klar. Und in der Sozialarbeit ist es mir ganz angenehm, dass man nicht unbedingt mit ganz großen Gruppen arbeiten muss, sondern mit Einzelnen (Interview III 2010/ Z. 55-58).

5.1.3 Aspekt des Helfens

Wie vorhin schon erwähnt, stellt das sogenannte „Helfen“ einen zentralen Punkt in der Sozialarbeit dar. Soziales Engagement spielte in der historischen Entstehung und Entwicklung des Berufsbildes eine bedeutende Rolle. Der Aspekt des Helfens soll nun in einer gegenwärtigen Auseinandersetzung genauer beleuchtet werden: Für die befragten Frauen und Männer stellt der Aspekt des Helfens in einem gewissen Maße einen Teilaspekt ihrer Arbeit dar. Auf den ersten Blick lässt sich der Begriff des so genannten „Helfersyndroms“ insofern erwähnen, als

dass der Gegenstand Sozialer Arbeit Menschen und ihre Schicksale sind, die sich oftmals belastend auswirken können. Dieser Aspekt in Zusammenhang mit der Tatsache, dass die Entlohnung in diesem Berufsfeld keinen großen Anreiz für die Berufstätigen darstellen kann, lässt schnell das „Helfenwollen“ in den Mittelpunkt der Arbeit rücken, was die folgende Aussage von Interviewpartnerin IV verdeutlicht:

> Naja, prinzipiell glaube ich schon, dass wenn man sich entscheidet den Beruf auszuüben, dann glaube ich, hat man einfach das Bedürfnis, entweder bist du irrsinnig idealistisch und willst die Welt verbessern, was ja auch gut ist. Eigentlich glaube ich schon, dass das in den meisten drinnen steckt, weil wer tut sich das sonst an? Weil du wirst nicht gut bezahlt, die Schicksale sind oft so, dass es dich eher runter zieht, du bist belastet, also es ist schon so ein bisschen Helfersyndrom in einem drinnen. Glaube ich schon, ja (Interview IV 2010/ Z. 382- 390).

In weiterer Folge stellt sich aber schnell heraus, dass für den Großteil der befragten SozialarbeiterInnen der Begriff Helfen als solcher eher nicht verwendet wird. Der Begriff wird als emotionsgeladen und unprofessionell empfunden und deshalb in dieser Form auch bewusst vermieden. Als ein Beispiel für die Bedeutung und die Konsequenzen des Begriffes nennt Interviewpartner I die Situation bei einem Aufnahme- bzw. Bewerbungsgespräch. Wenn man bei einem solchen das Helfenwollen als eine Motivation für die Ausübung des Berufes angibt, bekomme man den Ausbildungsplatz bzw. den Job mit Sicherheit nicht. Von großer Bedeutung sind in diesem Zusammenhang zwei Aspekte, die von den InterviewteilnehmerInnen als wichtige Professionsmerkmale erwähnt werden: Zum einen der Aspekt, sich Wissen und Ressourcen anzueignen und zum anderen der Aspekt, Abgrenzungsstrategien anzuwenden. Beide Aspekte sind von den befragten Personen als wesentliche Charakteristika der Ausbildungsinhalte erlebt worden. In jeweiliger Hinsicht sehen die befragten SozialarbeiterInnen ihre KlientInnen dabei als zentrale Elemente ihres Arbeitsverständnisses sowie auch ihr eigenes Wohlbefinden, wie Interviewpartner I weiter ausführt:

> …Nein, ich bin kein Samariter. Definitiv nicht und ich würde es auch als gefährlich halten in dem Job. Vielleicht gibt’s Leute deren Psyche das aushält. Mein Auftrag, oder ich hab einfach ein ethisches, berufsspezifisches Weltbild entwickelt und das ist schon in dem Sinne, dass ich das, was ich gelernt hab, auch bestmöglich für meine KlientInnen anwenden will (Interview I 2010/ Z. 222-227).

Somit spielt das Helfen im Berufsprofil nicht im Sinne eines caritativen Aspektes eine Rolle für die befragten SozialarbeiterInnen, sondern vielmehr im Sinne einer Beziehungs- und

Unterstützungsarbeit nach klar festgelegten Ausbildungsinhalten und nach einem klar definierten Berufsbild auf der Basis erlernter Ressourcen:

> …Es ist eine Form von Hilfe sehr wohl da, aber nur im Bereich letztlich des Möglichen. Und nicht um des Helfens Willen. Sondern weil ich den Anspruch habe, meinen Job so gut wie möglich zu machen (Interview I 2010/ Z. 232-235).

Diesbezüglich kann auch noch ein weiterer Aspekt in Zusammenhang mit dem Begriff des Helfens genannt werden, der von einem Sozialarbeiter aufgegriffen wurde. Für Interviewpartner V hat die Absolvierung der Ausbildung wesentlich dazu beigetragen, zu erkennen, dass es nicht nur um die so genannte Einzelfallhilfe oder Unterstützung von einzelnen Personen in der Sozialarbeit geht, sondern dass Sozialarbeit auch einen politischen Anspruch erheben kann, nämlich im Sinne der Veränderung von bestehenden Strukturen und nicht nur die Beschäftigung mit den Betroffenen, welche die Konsequenzen struktureller Bedingungen zu spüren bekommen:

> Also das sind Sachen, an die ich einfach nicht gedacht habe. Ich habe einfach gedacht, dann bin ich ein netter Mensch, der den armen Bettlern die Suppe gibt, also jetzt so übertrieben gesagt. Und ich glaube, da war die Ausbildung schon wichtig dazu, dass ich gelernt habe, dass es ein bisschen mehr ist (Interview V 2010/ Z. 376-380).

5.2 Wahrnehmungen zur Qualifikation

Ausschlaggebend für den folgenden Themenkomplex der Befragung und Darstellung zur Qualifikation war das Interesse an der Wahrnehmung der befragten SozialarbeiterInnen über Fähigkeiten und Eigenschaften, die für die Berufswahl und die Berufsausübung erforderlich sind. In Anlehnung an die historische Konzipierung der Sozialen Arbeit, für welche spezifische weibliche und mütterliche Fähigkeiten im Sinne von „hegenden und pflegenden“ (Schmidtbauer 1994: 14) Eigenschaften zentral waren, sollen hier die diesbezüglichen aktuellen und subjektiven Vorstellungen der befragten Personen genannt werden.

Im folgenden Abschnitt sollen jene Qualifikationsmerkmale dargestellt werden, die sich in der Analyse des Materials als zentrale subjektive Wahrnehmungen der befragten Personen gezeigt haben. Als ein wesentliches Qualifikationsmerkmal wird von den InterviewteilnehmerInnen das Prinzip der Offenheit genannt: Eine gewisse Offenheit wird als wichtig und notwendig empfunden, gemeint ist eine Offenheit gegenüber den verschiedenen Lebenswelten jener,

denen man im Beruf begegnet. Diese Offenheit inkludiert auch den Versuch, wertfrei in der Arbeit mit Menschen zu sein sowie das Bemühen, nicht zu urteilen. Darüber hinaus bezieht sich diese Offenheit darauf, generell keine Angst oder Berührungsängste zu haben. Dabei wird von den befragten Personen konkret die Angst vor Fremden oder Anderen genannt, aber auch konkrete Aspekte, wie zum Beispiel Kultur, Geschlecht oder Erscheinungsbild von Menschen, spielen hier eine große Rolle, wie Interviewpartner I beschreibt:

> Zum einen darf man überhaupt keine Berührungsangst haben. Vor anderen Schichten, vor anderen Kulturen, vor den verschiedenen Generationen. Keine Berührungsängste, ob Mann oder Frau, auch nicht was Aussehen, Geruch oder Sonstiges betrifft. Man braucht, oder es ist sinnvoll eine enorme Offenheit zu haben (Interview I 2010/ Z. 121-125).

Diese Offenheit steht in direktem Zusammenhang mit dem der Eigenschaft, generell Interesse an Menschen zu haben, neugierig zu sein und vielseitig interessiert zu sein. Dieses „Interessiertsein“ wird auch als ein „Engagiertsein“ empfunden. Ein breites und allgemeines Grundinteresse wird von den befragten Personen als Vorteil und als Voraussetzung im Berufsfeld erlebt. Konkret sollte sich dieses Interesse auch auf bestehende Unterschiede in den Begegnungen mit Menschen beziehen, wie Interviewpartner I weiter ausführt:

> Das Interesse einfach an den täglichen Lebenswelten, auch im Sinne von, wie Leute ihr Leben bewältigen, wie Leute an irgendetwas herangehen, die vielleicht auch ganz anderen Zugang zum Selben haben, aus einem ganz anderen Land, Kulturkreis, oder jemand von einer ganz anderen sozialen Schicht. Wo du vielleicht bisher auch noch keinen Zugang hattest (Interview I 2010/ Z. 125-131).

Bezüglich eines Vorhandenseins von Interesse spielt für zwei befragte Personen, einer Sozialarbeiterin sowie einem Sozialarbeiter, die Erfahrung eines eigenen Traumatas eine Rolle. Demnach wird das Interesse für den Beruf bzw. für die Menschen, mit denen sich die Sozialarbeit beschäftigt, mit den eigenen Erfahrungen in Verbindung gebracht, wie Interviewpartner VIII wie folgend schildert:

> Ich glaube von der Persönlichkeit muss man in irgendeiner Form psychisch traumatisiert sein und bereit sein dieses Trauma auch zu reflektieren. Ich glaube ohne eigene psychische Traumatisierung hat man nicht genug Interessen (Interview VIII 2011/ Z. 169-172).

Als eine weitere wichtige Qualität im Feld der Sozialen Arbeit wird von den InterviewpartnerInnen der Begriff der Kommunikationsfähigkeit genannt. Hierbei wir Kommunikation als eines der wichtigsten Operationsmittel verstanden sowie das ständige

Arbeiten an der eigenen Kommunikationsfähigkeit. Aspekte wie Direktheit und rhetorisches Vermögen können hier als zentrale Merkmale der Kommunikationsfähigkeit angefügt werden. Sprache wird als maßgebliches Werkzeug in diesem Beruf gesehen, wie es das folgende Zitat von Interviewpartner I auf den Punkt bringt:

> Zum anderen sollte man recht kommunikativ sein, das ist ganz wichtig, wenn man den Mund nicht aufbekommt, ist das schwierig, weil die Sprache eigentlich das wichtigste Werkzeug ist (Interview I 2010/ Z. 131-134).

Als ein weiteres wichtiges Kriterium der befragten SozialarbeiterInnen kommt der Aspekt der Geduld zur Sprache. Die Fähigkeit, geduldig zu sein, wird auch in direktem Zusammenhang mit der Fähigkeit, zuhören zu können, gesehen. Diesbezüglich werden auch das Vorhandensein einer gewissen Ausdauer sowie einer bestimmten Frustrationstoleranz als weitere wichtige Elemente genannt. Ebenso spielen der Aspekt einer gewissen Streitbarkeit sowie einer gewissen Handlungsfreude für die interviewten Personen eine Rolle in ihrer Arbeit. Diese Qualifikationsmerkmale beziehen sich konkret auf die Vermittlungsarbeit im Berufsfeld. Hier ist vom so genannten „Dreieck“ die Rede, in dem sich SozialarbeiterInnen bewegen, nämlich zwischen den KlientInnen, den Institutionen und ihrer eigenen Position, wie von Interviewpartner I geschildert wird:

> Ja genau, Geduld ist auch noch so eine Grundfähigkeit. Die Fähigkeit zuhören zu können. Wobei ich sagen muss, ich weiß nicht, ob das eine angeborene Fähigkeit ist, ich glaube, dass man das auch werden kann. Aber es sollte vorhanden sein, zumindest der Wille, dass man das kann (Interview I 2010/ Z. 159-163).

> Eine gewisse Streitbarkeit sollte auch da sein, oder die Fähigkeit zumindest zu kämpfen, weil das oft Kampf ist. Das hab ich aber vorher so nicht gewusst, das kommt dann. Wenn das nicht vorhanden ist, tut man sich schon auch schwer (Interview I 2010/ Z. 137-141).

Ein weiterer wichtiger Punkt kann unter dem Begriff Stabilität - im Sinne einer eigenen stabilen Persönlichkeit - zusammengefasst werden. Dabei spielen für die befragten Personen Selbstkritik, Selbstreflexion und eine gewisse Bodenständigkeit die eigene Person betreffend zentrale Rollen. Hier stellt das Konzept einer Gegenwelt zur Arbeitswelt einen bedeutenden Faktor dar, um diese Stabilität zu erhalten, wie Interviewpartner VI ausführt:

> Dass man sehr gut weiß, wer man selbst ist. Man muss auch in sich ruhen, fest sein in sich. Man braucht eine gute Gegenwelt zur Arbeitswelt, also es ist sehr heikel, wenn man zu nahe an seiner Arbeitswelt dran bleibt, im Privaten auch, da braucht man gewisse Schutzmechanismen (Interview VI 2010/ Z. 469-473).

Noch ein weiterer wichtiger Aspekt spielt in diesem Zusammenhang eine wesentliche Rolle, nämlich Abgrenzung und Selbstbestimmung, wie Interviewpartner VIII schildert:

> …eine letztendlich gute Selbstbestimmung in dem Sinne, dass ich in einen Prozess einsteigen kann, aber auch wieder aussteigen kann. Wir haben sehr viel mit Leid zu tun, und wenn wir nicht wissen, uns nicht eindenken oder einfühlen können in das Leid der anderen, dann können wir nicht viel bewegen, und wenn wir da aber auch nicht bestimmen können, wann wir aussteigen können, dann werden wir selber zu stark bewegt und gehen unter (Interview VIII 2011/ Z. 175-182).

Ein letzter Aspekt, der hier unter dem Begriff *„soft skills"* zusammengefasst werden kann, stellt sich für drei Sozialarbeiterinnen auch als wesentliche Fähigkeit heraus. Diese *„soft-skills"* beziehen sich gemäß der Aussagen der drei Frauen auf Qualitäten wie Sensibilität, Emotionalität und Empathie. Diese wiederum stehen auch in Verbindung zum Tätigkeitsfeld und sind nach Meinung der Frauen abhängig vom Arbeitsbereich. Ebenso wird in diesem Zusammenhang von einer wesentlichen Unterscheidung der Betreuungs- sowie Beratungstätigkeit gesprochen, was wiederum die Pluralität der Arbeitsbereiche betont, die auch eine Vielfalt von unterschiedlichen Fähigkeiten der SozialarbeiterInnen erfordert, wie Interviewpartnerin VII zusammenfasst:

> Es gibt in der Sozialarbeit so viele Bereiche, wo man auch unterschiedliche Voraussetzungen mitbringen muss. Ich hätte jetzt gesagt, ok ein Sozialarbeiter braucht Einfühlsamkeit, ja, aber das stimmt vielleicht auch nicht so. Es gibt auch Sozialarbeiter, die das nicht so haben, und Einrichtungen, wo das auch wichtig ist, dass da eine große Distanz ist zwischen den Klienten und dem Sozialarbeiter. Oder ein Sozialarbeiter braucht eine hohe fachliche Kompetenz, das stimmt aber auch nicht für alle Bereiche. Also Sozialarbeit ist so groß und es gibt so viel. Allein, wenn man unterscheidet zwischen Betreuung und Beratung. Also in der Betreuung braucht man sicher ganz andere Voraussetzungen, es ist einfach eine ganz andere Arbeit, als in der Beratung (Interview VII 2010/ Z. 378-390).

5.3 Wahrnehmungen zur Praxis

Im folgenden Abschnitt sollen die Wahrnehmungen der befragten SozialarbeiterInnen auf einer praktischen Ebene dargestellt werden. Konkrete Erfahrungen und Eindrücke im Berufsalltag stehen hier im Zentrum. Die Darstellung gliedert sich in die zentralen Themenschwerpunkte, die durch die Analyse erarbeitet wurden. Die Basis dieser Themenkomplexe bilden die generellen und im Rahmen dieser Arbeit dargestellten historischen Aspekte einer Konzipierung der Sozialarbeit als Frauenberuf sowie eine Identifizierung der Sozialarbeit als Frauenberuf nach

Kerstin Feldhoff (2006). Sie definiert drei wesentliche Aspekte als Gründe für die Annahme eines sogenannten Frauenberufes: Zum einen nämlich historische Implikationen im Sinne der Entstehung und Entwicklung Sozialer Arbeit, zum anderen den nach wie vor konstant hohen Frauenanteil im Berufsfeld sowie zuletzt Aspekte arbeitssoziologischer Ansätze, bei welchen eine Korrelation von spezifischer Sozialisation, Geschlechterrollen und der Berufswahl diskutiert werden (vgl. Feldhoff 2006: 33-40).

5.3.1 Sozialarbeit als Frauenberuf: Frauen

Von den befragten Frauen wird ihr Berufsfeld als typischer oder zum Teil typischer Frauenberuf wahrgenommen. Als wesentliche Begründungen hierfür lassen sich folgende Aspekte zusammenfassen und unterscheiden: Zum einen lässt sich festhalten, dass die Strukturierung in geschlechtstypische Berufsfelder oder Berufsgruppen ein relevanter Faktor ist, der auch bei der Wahrnehmung und Definition des eigenen Berufes eine Rolle spielt. Ebenso steht hier die Wahrnehmung einer geschlechtstypischen Sozialisation in direktem Zusammenhang mit der Berufswahl. Diesbezüglich wird der Aspekt des Helfens als eine spezifisch weibliche Tätigkeitsform erwähnt, wie Interviewpartnerin VII ausführt:

> Ich glaube es ist zu einem Teil ein typischer Frauenjob, ja, also weil Frauen oft eben lernen, Frauen sollen helfen. Und sich von dem einfach leichter angesprochen fühlen und sich denken, ich geh in die Sozialarbeit…Weil, wenn man über so typische Frauenberufe redet, wie halt Friseurin, ich sag jetzt irgendwas, dann ist es Sozialarbeiterin wahrscheinlich auch. Weil es sicher einer der Berufe ist, an den man als Frau sicher schnell denkt. Also von dem her ist es vielleicht schon ein Frauenberuf (Interview VII 2010/ Z. 142-214).

In Zusammenhang mit diesem Aspekt wird die Sozialarbeit in Hinblick auf ihre historische Genese allerdings auch als Frauenberuf erkannt und wahrgenommen. Aufgrund historischer Entwicklungen wird die Sozialarbeit als typisch weiblich konstruiertes Feld reflektiert, weswegen der Beruf, auch aufgrund der mehrheitlichen Frauenanzahl, immer noch als Frauenberuf wahrgenommen wird. Allerdings beschränkt sich diese Wahrnehmung nicht nur auf das Berufsfeld der Sozialarbeit, sondern schließt auch andere Berufsbilder, in denen mehrheitlich Frauen tätig sind, mit ein, wie Interviewpartnerin II beschreibt:

> Die Sozialarbeit als typischer Frauenberuf, was fällt mir noch ein, ja eh das Typische, Krankenschwester. Naja, bei der Sozialarbeit zum Beispiel ist das glaub ich historisch

> bedingt. Das ist jetzt zwar sehr allgemein… Ja. Ich mein ja typisch, es sind fast nur Frauen (Interview II 2010/ Z. 473-483).

Als weiterer wesentlicher Faktor für die Wahrnehmung als tendenzieller Frauenberuf wird die faktische Mehrheit des Frauenanteils in der Sozialarbeit erkannt. Sowohl in der Ausbildung als auch im Berufsleben wird von den befragten Frauen die hohe Frauenquote wahrgenommen. Allerdings werden diese Eindrücke um den Aspekt der Unterscheidung von Handlungsfeldern und Tätigkeitsbereichen erweitert. Somit steht für die befragten Frauen die Anzahl von Frauen und Männern in einer Institution mit dem Handlungsbereich in Verbindung. Ebenso wird von den Frauen auch die Wichtigkeit betont, dass Männer in einem ausgleichenden Verhältnis in der Sozialarbeit tätig sind, wie in den folgenden Zitaten geschildert wird:

> Es sind tendenziell mehr Frauen in der Sozialarbeit als Männer, würde ich einmal sagen. Ob ich das gut finde, eigentlich nicht, nein… Aber tendenziell sind trotzdem sicher mehr Frauen Sozialarbeiterinnen, als Männer (Interview IV 2010/ Z. 212-257).

> …aber ich glaube, dass es mittlerweile, ja es kommt wahrscheinlich sehr auf den Bereich an, also ich glaube am Jugendamt gibt es noch immer sehr viele Frauen. In der Jugendarbeit sind Männer irrsinnig gewünscht. Im Migrationsbereich gibt es auch schon recht viele Männer, ich glaube es kommt darauf an. Ja, ich habe auch viele Sozialarbeiterkollegen und ich glaube, dass es ganz, ganz wichtig ist, dass die Männer auch dabei sind (Interview VII 2010/ Z. 214-221).

Als ein weiterer möglicher Erklärungsversuch für den geringeren Männeranteil in der Sozialarbeit sowie gleichzeitig auch ein Merkmal für die Definition als möglicher Frauenberuf, werden Begleiterscheinungen wahrgenommen, die in Verbindung mit dem Begriff des „Prestige“ gebracht werden können. Innerhalb der Gruppe der befragten Frauen stellt der Aspekt der Entlohnung einen Grund dafür dar, dass das Berufsbild für Männer weniger attraktiv ist als für Frauen. Dieser Faktor der eher geringen Entlohnung wird auch auf eine gesellschaftliche Ebene transportiert und manifestiert sich in der Wahrnehmung einer geringen gesellschaftlichen Anerkennung des Berufsfeldes, so erzählt Interviewpartnerin II:

> …das haben die Burschen bei uns immer gesagt, es ist kein Unterschied, ob ich als Mann so oder so viel verdiene, meine Frau wird einmal mehr verdienen. Also Entlohnung und gesellschaftliche Anerkennung spielen da schon eine Rolle (Interview II 2010/ Z. 498-503).

Als ein letzter Punkt in dieser Darstellung wird hier noch die Wahrnehmung einer befragten Frau bezüglich des Verhältnisses von Männern und Frauen in der Sozialarbeit erläutert. Interviewpartnerin III schildert den Eindruck, in bestimmten Situationen, wie etwa in der

Besetzung einer Leitungsstelle oder in der BewerberInnenauswahl für ein bestehendes Team, eine nicht faire Auswahl an möglichen BewerberInnen erlebt zu haben. Konkret spricht sie von einer Bevorzugung von männlichen Bewerbern, ohne die notwendige Qualifikation genauer zu berücksichtigen. In diesem Sinne verspürt sie eine Benachteiligung ihrer weiblichen Kolleginnen aufgrund der Tatsache, dass zum einen Männer eher in Führungspositionen bestellt werden, und zum anderen, dass der geringe Männeranteil einen ausschlaggebenden Vorteil für männliche Bewerber bewirken kann, in ein Team aufgenommen zu werden:

> Ich erlebe schon auch, gerade wenn es dann um Führungspositionen geht, dann hebt man die Männer in die Höhe und die Frauen eher weniger, das ist so. Und wenn es die Auswahl gibt einen Mann oder eine Frau in ein Team hinein zu holen, holt man sich gerne einmal einen Mann hinein, auch wenn der lange nicht so gut ist, wie die Frau, also auch das habe ich erlebt, so in der Auswahl von Sozialarbeitern (Interview III 2010/ Z. 372-378).

5.3.2 Sozialarbeit als Frauenberuf: Männer

Von den befragten Männern wird ihr Berufsfeld definitiv nicht als ein Frauenberuf erlebt und wahrgenommen. Die historische Kenntnis über die Entstehung und Entwicklung des Berufes wird in diesem Zusammenhang als Grund dafür gesehen, dass die Sozialarbeit in der Vergangenheit als ein Frauenberuf konzipiert und umgesetzt wurde. In dieser Hinsicht wird das Berufsbild auch in Verbindung mit spezifischen Weiblichkeitsvorstellungen gebracht, die in den Anfängen der Sozialarbeit maßgeblich für die Berufsinhalte waren. Somit kann festgehalten werden, dass für die befragten Männer Sozialarbeit historisch bedingt einmal als ein Frauenberuf ausgeübt wurde, sie dies aber nicht mehr als aktuell erachten und ihren Beruf nicht als solchen wahrnehmen, wie Interviewpartner VI ausführt:

> Die geschichtlichen Wurzeln sind so, dass die Sozialarbeit ja von der Fürsorge kommt, das war eine Art gesundheitlicher Dienst, so eine Art Hilfskrankenschwester, die geschaut haben, dass es den Kindern in den Familien gut geht, daher kommt das ja. Krankenschwester, Hilfskrankenschwester, Fürsorgerin, da ging es um pflegerische Dinge von Kindern. Das ist natürlich eine Mutter- Geschichte. Also Frauengeschichte. Und von daher kommt das Berufsbild. Im Laufe der Zeit hat sich das dann aufgeweitet, jetzt sind Männer auch drinnen (Interview VI 2010/ Z. 267-275).

Hier kann hinsichtlich des Aspekts eines historisch spezifisch weiblichen Tätigkeitsfelds die Wahrnehmung eines befragten Sozialarbeiters angefügt werden. Demnach wird von Interviewpartner I die gegenwärtige Sozialarbeit nicht mehr als ein geschlechtsspezifischer

Tätigkeitsbereich erlebt, was wiederum mit der Entwicklung und Ausweitung der Berufsinhalte, Handlungsfelder und Zuständigkeitsbereiche der Sozialarbeit in Zusammenhang gebracht werden kann:

> Im Sinne von der Tätigkeit, also was ist da in dem Fall typisch männlich oder typisch weiblich. Das ist ein Job, wie jeder andere. Den Frauen so gut machen können, wie Männer (Interview I 2010/ Z. 419-421).

Als weiterer Aspekt kann hier angeführt werden, dass von den Männern der mehrheitliche Anteil an Frauen in der Sozialarbeit wahrgenommen wird. Dies wird darauf zurückgeführt, dass die Soziale Arbeit historisch betrachtet ein typischer Frauenberuf war, weshalb Frauen auch gegenwärtig noch eher dieses Berufsfeld anstreben als Männer, was wiederum gleichzeitig als eine Erklärungsmöglichkeit für den geringen Männeranteil angesehen wird. Ebenso wird die Auffassung vertreten, dass keine Männer in diesem Berufsfeld erwünscht wären, wenn die Sozialarbeit tatsächlich ein Frauenberuf wäre. Dies wird auch in Zusammenhang mit dem sozialarbeiterischen Arbeitsmarkt gesehen, bezüglich dessen der Eindruck besteht, dass Frauen in diesem Bereich keine besseren Chancen auf einen Job hätten als Männer. Diese Wahrnehmung spricht definitiv gegen die Idee der Sozialarbeit als Frauenberuf. Auch wird hier erwähnt, dass trotz oder im Vergleich zur Mehrheit der Frauen, Männer nicht als selten im Beruf wahrgenommen werden. Diese Aussage von Interviewpartner VII wird auch um den Aspekt erweitert, dass Männer in der Sozialarbeit auch als wichtig und gewünscht wahrgenommen werden:

> …dass ich auch den Eindruck habe, ja es bewerben sich weniger Männer, weil es ein typischer Frauenberuf gewesen ist, andererseits, wenn es noch ein typischer Frauenberuf wäre, dann würde man ja auch lieber Frauen nehmen. Dann hätten sie auch bessere Chancen am Sozialarbeitermarkt und das ist glaube ich nicht so. Also es ist einerseits noch immer ein Beruf, den Frauen eher anstreben als Männer, gleichzeitig ist man aber als Mann in der Sozialarbeit kein Exot, sondern ein gewünschtes, gefordertes Subjekt (Interview VIII 2011/ Z. 357-365).

Bezüglich des faktischen und von den befragten Personen erlebten ungleichmäßigen Verhältnisses von Frauen und Männern in der Sozialarbeit kann hier noch der Eindruck eines Sozialarbeiters angefügt werden, der sich in einer leitenden Position befindet und Stellenausschreibungen sowie Bewerbungen koordiniert. Demnach stellt der mehrheitliche Frauenanteil nicht nur einen spezifischen Aspekt für die Sozialarbeit dar, sondern betrifft auch andere Disziplinen, wie von ihm erzählt wird:

> Und ich weiß von den BewerberInnen, als ich das letzte Mal einen Job ausgeschrieben habe, was nicht lange her ist, bewerben sich viel mehr Frauen, als Männer. Das ist jetzt keine reine Sozialarbeitergeschichte, das ist bei den PsychologInnen ganz genauso (Interview VIII 2011/ Z. 293-297).

Neben der Auffassung, dass aufgrund der historischen Entstehung der Sozialarbeit nach wie vor mehr Frauen als Männer im Berufsfeld tätig sind, lässt sich auch noch ein weiterer von den befragten Männern wahrgenommener Punkt als Ursache für diesen Umstand festhalten. Hier wiederum kommt jener Aspekt zum Tragen, der mit Prestige in Verbindung steht, nämlich die Entlohnung in der Sozialarbeit. Definitiv wird die Entlohnung in diesem Berufsfeld als Ursache dafür gesehen, dass weniger Männer als Sozialarbeiter tätig sind, wie Interviewpartner VI ausführt:

> Nur, man braucht nur mal in die FHs schauen, in die Jahrgänge, da hat man wirklich auf 10 Studentinnen einen Burschen. Das ist jetzt auch so. Und das kommt wahrscheinlich auch von daher, das ist auch irgendwie klar, dass in Berufen, wo man nicht viel Geld verdienen kann, Männer nicht hinstreben (Interview VI 2010/ Z. 275-280).

Neben dem Aspekt der Wahrnehmung der hohen Frauenquote in Zusammenhang mit den Berufschancen, kann hier noch ein weiterer Eindruck eines Sozialarbeiters genannt werden. Für Interviewpartner VI besteht der Eindruck, dass Männer die besseren Aufstiegschancen in der Sozialarbeit haben. Trotz des hohen Frauenanteils nimmt er eine Mehrheit an männlichen Führungspositionen in der Sozialarbeit wahr. In weiteren Auslegungen führt er diese aber nicht auf direkt geschlechtsspezifische Unterschiede die Qualifikation betreffend zurück, sondern für ihn liegt die Erklärungsmöglichkeit in der so genannten „Kinderfrage“. Eine mögliche Auflösung dieser Differenz stellt für ihn eine entsprechende Karenzregelung dar, unabhängig vom Berufsfeld. Diese Wahrnehmung der besseren Aufstiegschancen für Männer erachtet Interviewpartner VI nicht als rein sozialarbeiterisches Phänomen; er nimmt diesen Umstand auch in anderen Berufsfeldern wahr, weshalb er den Lösungsansatz in Form einer Karenzregelung als unbedingt erforderlich bewertet:

> Was aber sehr interessant ist, dass Männer in Sozialberufen viel bessere Aufstiegschancen haben, natürlich weil es wenig gibt. Interessanterweise sind die Chefs dann doch meistens Männer. Obwohl es so viele Frauen gibt (Interview VI 2010/ Z. 280-283).

5.3.3 Interne Aspekte: Handlungsfeld, KlientInnen, Team

In Anlehnung an die im Vorfeld formulierten Überlegungen einer Definition der Sozialarbeit als Frauenberuf, soll im folgenden Abschnitt auf damit verbundene Aspekte eingegangen werden. Zunächst werden Wahrnehmungen der befragten Personen hinsichtlich der von Frauen oder Männern präferierten Handlungsfelder in der Sozialarbeit geschildert. Christine Gruber (1995) beschreibt in ihrer Arbeit eine Präferenz von Sozialarbeiterinnen, verstärkt im Bereich Kinder, Jugend und Familie zu arbeiten, Gründe hierfür sieht sie zum einen in einer Sozialisation zu einem spezifischen weiblichen Selbstverständnis, zum anderen stellt dieser Bereich im historischen Kontext den Kernbereich Sozialer Arbeit dar (vgl. Gruber 1995: 118). Des Weiteren wird in den folgenden Ausführungen der Aspekt der Geschlechterrelevanz in unterschiedlichen Bereichen der Sozialarbeit dargestellt.

Für die befragten InterviewpartnerInnen besteht der Eindruck, dass die unterschiedlichen Handlungs- und Tätigkeitsfelder in der Sozialarbeit in Verbindung zu möglichen Präferenzen dieser Arbeitsbereiche von Frauen und Männern existieren. Die befragten Personen berichten über die Wahrnehmung einer Koppelung des Frauen- bzw. Männerverhältnisses an den konkreten Bereich des Berufsfeldes. Somit werden bestimmte Arbeitsbereiche der Sozialarbeit eindeutig Frauen bzw. Männern zugeschrieben. Interviewpartner I schildert seine Erfahrungen diesbezüglich und gibt damit den vermehrten Eindruck der befragten Personen wieder. Somit kann auf bestimmte Präferenzen von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter geschlossen werden, was das Tätigkeitsfeld betrifft:

> Im Handlungsfeld Sucht und Drogenarbeit waren verstärkt Männer vorhanden. Im Handlungsfeld Alte Menschen, auf das ich mich im Laufe des Studiums ein bisschen spezialisiert habe, war ich fast der einzige Mann. Also Alte Menschen ist ganz stark in der Sozialarbeit frauenlastig. Wohnungslosenhilfe da gibt's genug Männer. Jugend und Familie wird's wahrscheinlich ausgeglichen sein. Streetwork ist auch ausgeglichen. Jugendamt schätze ich, wird's wieder mehr Frauen geben (Interview I 2010/ Z. 459-466).

Dieser Umstand wird von Interviewpartner VIII auch definitiv auf die Aufgaben sowie die KlientInnen des jeweiligen Handlungsfeldes zurückgeführt und erklärt. Jeweilige Rahmenbedingungen eines konkreten Bereiches wirken auf die Besetzung eines Teams hinsichtlich des Einsatzes von Frauen oder Männern. Äußere Umstände machen es zum Beispiel gezielt notwendig, in bestimmten Handlungsbereichen Frauen einzusetzen, wie das nachfolgende Zitat belegt:

> Also grundsätzlich glaube ich an die Mischung, es gibt nur wenige Bereiche, wo es gut ist, dass wir eine Monokultur haben. Ich zweifle auch an, dass es so gut ist, dass im Frauenhaus nur Frauen arbeiten. Aber, wenn es zum Beispiel um Schwangerschaft geht, und alles drum herum, Familienplanung, kann man auch Männer hinsetzen, aber da glaube ich, ist es ganz gut, wenn zumindest 90 % Frauen sind, ja. Beim Frauenhaus oder Gewalt gegen Frauen, glaube ich auch, dass es sehr, sehr gut ist, wenn da sehr viele Frauen sind, ich glaube auch, dass es gut wäre, wenn da irgendeine positiv besetzte Männergestalt irgendwo wäre, aber im Erstkontakt und in der ersten Begleitung sicher nicht (Interview VIII 2011/ Z. 477-488).

Ein weiterer Aspekt, der hinsichtlich einer Verteilung von Frauen und Männern auf bestimmte Arbeitsbereiche in der Sozialarbeit wahrgenommen wird, lässt sich durch physische Faktoren erklären, wie Interviewpartner VI ausführt: Er beschreibt die Tatsache eines Vorhandenseins von Handlungsfeldern, die es erforderlich machen, gezielt Männer für diese bestimmten Bereiche einzusetzen:

> Aber dort, wo hauptsächlich mit Männern gearbeitet wird, da sind doch mehr männliche Kollegen. Da geht es ja auch um physische Dinge. Da geht es auch darum, dass man sich einmal ein bisschen durchsetzen muss, gegenüber jemandem, der rabiat ist. Wenn man dann als hoch ausgebildete, aber vielleicht doch nur 1.50 Meter große Frau dort steht, hat man einen Nachteil gegenüber einem nicht ausgebildeten 1.90 Meter großen Mann, der einfach nur in der Tür steht und etwas sagt. Also, das sind so sehr einfach zu verstehende Fakten. Auch, wenn es um Nachtdienste geht. Wir werden keine Frau in einem Männerheim Nachtdienst machen lassen. Es ist ja auch zum Schutz, wer weiß, was da den Leuten einfällt (Interview VI 2010/ Z. 251-262).

Ein weiterer Aspekt hinsichtlich einer Geschlechterrelevanz, der sich durch die Befragung der SozialarbeiterInnen hier nennen lässt, ist die Wahrnehmung, dass das Geschlecht der KlientInnen per se eine Relevanz für den Einsatz von Frauen oder Männern darstellen kann. Dies wiederum steht auch in Zusammenhang beziehungsweise in Abhängigkeit zum spezifischen Handlungsfeld, wie Interviewpartnerin IV und Interviewpartner I in den folgenden Zitaten wiedergeben:

> In der Interventionsstelle ist es vielleicht ein bisschen schwierig Männer zu haben, weil wir mit extrem traumatisierten Frauen zu tun hatten. Und wenn es um Vergewaltigung geht und solche Sachen, ist es angenehmer mit Frauen zu reden, als mit einem Mann (Interview IV 2010/ Z. 216-220).

> Geschlecht kann relevant sein, wenn es um die Klienten geht, ja. Bei den Streetworkern ist es ja zum Beispiel auch oft so, dass die 2er Teams rausschicken, ganz bewusst einen Mann und eine Frau. Einfach um einen doppelten Zugang zu haben, schätze ich. Eventuell auch ein Sicherheitsgedanke (Interview I 2010/ Z. 518-522).

Ebenso wird in Hinblick auf die klientInnenzentrierte Arbeit von den befragten Personen ein weiterer wichtiger Aspekt genannt, nämlich die Unterscheidung von Betreuung und Beratung von KlietInnen. Somit wird das Geschlecht der Sozialarbeiterin oder des Sozialarbeiters in einer Betreuungsfunktion als relevanter erachtet als in einer beratenden Funktion. Ebenso steht diese Unterscheidung in Abhängigkeit zum Handlungsfeld. Für Interviewpartnerin VII stellt ihr Arbeitsfeld, eine Beratungsfunktion im Migrationsbereich, einen Bereich dar, für welchen sie keine Relevanz hinsichtlich der Beschäftigung von Frauen oder Männern erkennt:

> Und vom Job her, in der Betreuung ist es vielleicht noch einmal anders, wo es noch einmal wichtiger ist, welches Geschlecht der Sozialarbeiter hat, in der Beratung glaube ich, macht es keinen Unterschied, oder wenig Unterschied. Ich meine so ganz spezielle Fälle, wie Gewalt in der Familie, da macht es oft Sinn, dass der Berater das gleiche Geschlecht hat, egal ob Opfer oder Täter. Das macht einfach auch Sinn. Aber ich weiß nicht, wenn ich eine fremdenrechtliche Beratung mache. Ich glaube in der Betreuung ist das viel stärker ein Thema (Interview VII 2010/ Z. 148-157).

Ebenso wird diesbezüglich von Interviewpartner VIII auch von möglichen Schwierigkeiten und Problemen in bestimmten Arbeitsbereichen, zum Beispiel konkret in der Wohnbetreuung von Klientinnen, berichtet:

> Was immer ein schwieriger Bereich ist, ist diese Wohnbetreuung von Frauen. Umgekehrt ist es überhaupt kein Problem, es ist ein Klassiker, dass Frauen Männer betreuen. Wenn jetzt Männer Frauen betreuen und es geht in den intimen Bereich, die Frau wohnt da, liegt noch im Bett und es klopft ein Mann an die Tür, da habe ich mich immer unwohl gefühlt, obwohl ich das irgendwie schade finde, ich habe solche Aufträge dann auch abgelehnt. Also derzeit wäre es mir lieber, wenn Frauen im betreuten Wohnen von Frauen betreut werden (Interview VIII 2011/ Seite 489-498).

Neben den erwähnten Aspekten das Geschlecht von SozialarbeiterInnen betreffend, werden von den InterviewpartnerInnen auch andere Faktoren hinsichtlich der Arbeit mit KlientInnen als wichtig und relevant erachtet. Zum Beispiel wird von Interviewpartnerin III das Alter von SozialarbeiterInnen als ein wesentlicher Punkt wahrgenommen, der sich auf die Arbeit und Beziehung zwischen SozialarbeiterInnen und KlientInnen auswirken kann:

> Es ist auch wieder so, dass es darauf ankommt, wenn man sehr jung ist, tut man sich im Gefängnis schwer. Kann sein, dass man anzüglichen Bemerkungen ausgeliefert ist von den Häftlingen. Wenn man etwas älter ist, trauen sie sich das nicht mehr. Das glaube ich, ist fast nur eine Alterssache (Interview III 2010/ Z. 242-247).

Als ein weiterer wesentlicher Punkt hinsichtlich einer Relevanz des Geschlechts von SozialarbeiterInnen die direkte Arbeit die KlientInnen betreffend, wird von den befragten

Personen eine Ausgewogenheit von Frauen und Männern in bestimmten Handlungsfeldern genannt. Wie bereits ausgeführt, steht der Einsatz von weiblichen oder männlichen SozialarbeiterInnen in Abhängigkeit zum konkreten Berufsfeld. Es besteht ebenso die Meinung, gezielt Männer oder Frauen in einem Handlungsfeld einzusetzen, um Negativbeispielen das Geschlecht betreffend entgegenzuwirken, wie von Interviewpartnerin IV und Interviewpartnerin II beschrieben wird:

> Jugendamt wäre sicher angenehm, wenn es auch mehr Männer gäbe. Ich bin auch der Meinung, dass viele weibliche Teenager, die schlechte Erfahrungen mit Männern gemacht haben, dass es denen vielleicht gut tun würde, zu sehen, dass es auch gute Männer gibt. Dass ihre Rollenvorstellungen ein bisschen aufgeweicht werden. Und außerdem glaube ich einfach, dass es für jede Gruppe Themen gibt, zum Beispiel gibt es für Burschen sicher Themen, wo es angenehmer wäre das nicht mit einer Sozialarbeiterin, sondern mit einem männlichen Sozialarbeiter zu besprechen (Interview IV 2010/ Z. 222-230).

> Die Klienten sind ja auch nicht nur Frauen. Aber trotzdem auch im Frauengefängnis. Es ist ja trotzdem wichtig eine gesunde Bezugsperson Mann zu haben, weil das sind oft Frauen, die drei Generationen Männer kennen, die nur schlagen und brüllen und sich nehmen, was sie wollen, zu jeder Zeit, was auch immer. Da wär es wichtig eine Person zu kennen, die nicht so ist (Interview II 2010/ Z. 565-570).

Interviewpartnerin VII berichtet hinsichtlich der Relevanz von Geschlecht in der Sozialarbeit von der Erfahrung, dass KlientInnen den Wunsch geäußert haben, dezidiert von einer Frau beziehungsweise von einem Mann beraten zu werden. Die Motivationen und Intentionen für diese Handlungen erlebt Interviewpartnerin VII als unterschiedlich. Als Begründung dafür kann sie aber Geschlechterstereotype und Rollenzuschreibungen erkennen, wie sie berichtet:

> Was ich schon öfter erlebt habe, war, dass Klienten dezidiert von einer Frau oder von einem Mann beraten werden wollten. Dass das gewünscht worden ist, das ist mir schon öfters vorgekommen… Ich hab es eher so erlebt, in vielen Fällen, dass es mit Vorurteilen zu tun gehabt hat, ja. Also, dass Leute sich irgendetwas anderes erwarten, dadurch dass sie von einer Frau oder von einem Mann beraten werden. Ganz klar eigentlich, Rollenzuschreibungen und Vorurteile. In Einzelfällen eben. Wenn jetzt wirklich Gewalt in der Familie ist oder so, dann versteh ich es noch, aber viele Fälle waren, weil sich Leute Vorteile versprochen haben, dass man mit einem Mann mehr erreichen kann, weil er mehr Kontakte hat, oder dass eine Frau einfühlsamer ist oder leichter zu überzeugen von einer so nicht ganz wahren Geschichte, ganz unterschiedliche Sachen. Wobei die Klienten dann in den seltensten Fällen klar sagen, warum sie gerne diese Person hätten. Aber der Wunsch kam schon häufig (Interview VII 2010/ Z. 588-600).

In diesem Zusammenhang spielen auch kulturelle Aspekte eine bedeutende Rolle in der Arbeit mit KlientInnen. Interviewpartner I berichtet von konkreten kulturspezifischen Faktoren, die auf

sozialarbeiterische Handlungen wirken und diese beeinflussen. Er sieht hier keine konkreten geschlechterspezifischen Aspekte die Sozialarbeit betreffend, dennoch ist dies ein wesentlicher Faktor, den es in der Sozialarbeit zu berücksichtigen gilt:

> In Kontakt mit den KlientInnen aus verschiedenen Kulturkreisen, also wenn wir zum Beispiel eine Doppelberatung machen, ein Sozialarbeiter und eine Sozialarbeiterin mit einer türkischen Familie, dann ist es höchstwahrscheinlich, dass der Mann nur mit dem männlichen Sozialarbeiter redet, oder mit arabischen Familien kommt das auch immer wieder vor, aber mit der Sozialarbeit hat das gar nichts zu tun, glaube ich (Interview I 2010/ Z. 510-516).

In Hinblick auf die Relevanz des Geschlechtes in der direkten Zusammenarbeit von Frauen und Männern in einem Team, lässt sich festhalten, dass dieser Aspekt eher eine nachrangige Relevanz hat. Interviewpartner I berichtet über den Faktor der Gruppendynamik, welcher in einem ausgeglichenen Verhältnis von Frauen und Männern beziehungsweise einer generellen Beschäftigung von Männern in einem Team als wichtig und erwünscht erachtet wird. Er hat die Erfahrung gemacht, dass es hinsichtlich einer Neubesetzung innerhalb eines bestehenden Teams Bestrebungen gab, einen männlichen Sozialarbeiter nachzubesetzen, um ein ausgleichendes Verhältnis in einem gemischten Team aufrechtzuerhalten. Für ihn persönlich und sein subjektives Empfinden in Teams spielte das Verhältnis von Frauen und Männern keine Rolle:

> Ich weiß auch, dass im letzten Team, das ich verlassen habe, dass die aufgrund der Gruppendynamik gerne wieder einen Mann hätten und dass das immer wieder artikuliert wird, dass es angenehmer ist, wenn's ein gemischtes Team ist. Aber das sind Außenperspektiven, die ich da jetzt wiedergebe, die habe ich als Mann so nicht erfahren. Mein subjektives Empfinden in den Teams, mir war es mir bisher relativ egal, ja, also wars mir total egal, nicht relativ (Interview I 2010/ Z. 542-549).

Von Interviewpartnerin VII wird diesbezüglich beschreiben, dass das Geschlecht der MitarbeiterInnen im Team für die einzelnen Personen ebenso keine tragende Bedeutung hat. In Verbindung zum Handlungsfeld und zum konkreten Arbeitsbereich berichtet sie über Faktoren, die diesbezüglich vom Team als generell wichtige und relevante Qualifikationen angesehen und vorausgesetzt werden. Sie nennt die Aspekte „interkulturelle Kompetenz" und „Sprache" als wesentliche Kriterien für die Zusammensetzung und funktionierende Zusammenarbeit im Team:

> Also, ja es ist schon mal immer wieder so Thema, aber es ist kein großes Thema, also bei uns wird einfach, es ist klar, wir sind eine MigrantInnen Beratungsstelle und bei uns ist einfach die interkulturelle Kompetenz ganz, ganz wichtig und Sprache. Und dann kann man mal irgendwo weit dahinter gereiht über das Geschlecht sprechen (Interview VII 2010/ Z. 161-166).

Als einen weiteren zentralen Aspekt beschreibt Interviewpartnerin VII die unterschiedlichen Professionalitäten, die in der Zusammenarbeit als Team ein Relevanzmerkmal darstellen. Im Fall ihres Teams setzt sich dieses, neben SozialarbeiterInnen, aus Personen aus sehr unterschiedlichen Professionen zusammen. In der Teamarbeit ist diese Tatsache für sie wesentlicher und relevanter als das tatsächliche Verhältnis von Frauen und Männern im Team:

> Also, ja. Ich merke bei uns, wir haben sehr viele unterschiedliche Professionalitäten im Team und das merke ich viel stärker, ob jemand eine Sozialarbeiterausbildung hat, oder ob jemand ein Wirtschaftsstudium hat, das haben wir auch, da merke ich den Unterschied viel stärker, als vom Geschlecht. Wir haben ein ganz unterschiedliches Team (Interview VII 2010/ Z. 185-190).

Diesen Aspekt betreffend ist noch die Erfahrung von Interviewpartner VIII interessant, der seine Eindrücke als einziger Mann in einem Team von Sozialarbeiterinnen schildert. Er empfindet diese Realität als ambivalent hinsichtlich seiner Funktion als einziger männlicher Teampartner. Neben einer Favorisierung seiner Person als einziger Mann im Team, nimmt er auch eine spezifische Erwartungshaltung der weiblichen Kolleginnen ihm gegenüber wahr, ebenso wie in gegebenen Situationen eine Art der Diskriminierung seiner Person als Mann, die auf geschlechtsstereotypen Zuschreibungen zu beruhen scheint, wie er folglich darstellt:

> Also, ich habe schon in Teams gearbeitet, wo ich der einzige Mann war. Da gibt es Phasen, da ist man der Hahn im Korb und alle freuen sich, dass man da ist, sonst wäre ja gar kein Mann da, und jede Frau sagt dir hinter vorgehaltener Hand, ja Frauen allein sind ja überhaupt nicht auszuhalten. Da gibt es Phasen, wo man sich total wohlfühlen kann, da wird man auch bevorzugt. Andererseits hatte ich auch immer den Eindruck dahinter stehen ganz große Erwartungen, dass der Mann hier ganz besonders viel leisten muss, dass der Mann jetzt die Stimmung herum reißt, dass der Mann das schon in den Griff bekommt, wenn irgendetwas ist, da haben wir ja einen Mann. Oder auch, ja das ist ein Mann, der hat keine Ahnung (Interview VIII 2011/ Z. 460-471).

5.3.4 Externe Reaktionen: Frauen

Die Prägung der Sozialarbeit als Frauenberuf hat auch Auswirkungen auf den sozialen Status des Berufes beziehungsweise derer, die ihn ausüben. Hier spielt neben dem Aspekt der eigenen Wahrnehmung der Aspekt der Fremdwahrnehmung eine bedeutende Rolle. Kerstin Feldhoff (2006) formuliert in ihren Ausführungen einen bestehenden Konsens darüber, dass die Sozialarbeit gesellschaftlich keinen sehr hohen sozialen Status hat, sondern eher mit einer Geringschätzung des Berufes konfrontiert ist (vgl. Feldhoff 2006: 41). Für diese geringe gesellschaftliche Wertschätzung fasst Ingrid Schmidbauer vier Aspekte zusammen, die als Gründe für diese erkannt werden können; dabei bezieht sie sich auf Bohle und Grunow: Zum einen wird das Sozialprestige der Klientel als ein wesentlicher Faktor gesehen, der sich wiederum auf das Prestige der Sozialarbeit per se auswirkt. Weiters werden in der geringen sozialen Effektivität sowie in der ebenso geringen beziehungsweise schlechten Bezahlung Gründe für die geringschätzige Bewertung Sozialer Arbeit erkannt. Und zuletzt wird auch die Annahme geäußert, dass sich der hohe Frauenanteil in der Sozialarbeit per se auch negativ auf die gesellschaftliche Anerkennung des Berufes auswirkt (vgl. Schmidbauer 1994: 45-46).

Bei den befragten Frauen werden grundsätzlich positive wie auch negative Reaktionen bezüglich ihres Berufes aus ihrem Umfeld wahrgenommen. Von Interviewpartnerin IV wird beschrieben, dass sie den Eindruck hat, dass es davon abhängig ist, inwiefern Personen einen Bezug zum Berufsfeld der Sozialarbeit haben. Von Personen, die in irgendeiner Form in Berührung zur Sozialarbeit stehen, wird die Arbeit weniger geschätzt, als von Personen, die gar keinen Bezug zu dieser Arbeit haben – letztgenannte Gruppe drückt vielmehr ihre Bewunderung für den Beruf aus. Diesbezüglich wird von Interviewpartnerin VII der Eindruck geschildert, dass ihre Arbeit für Personen aus ihrem Umfeld als besonders idealistische Aufgabe erachtet wird:

> Naja, es gibt den Personenkreis, die haben überhaupt keine Ahnung, was Sozialarbeit ist, warum auch immer, die haben einfach überhaupt nichts damit zu tun. Für die ist das WOW, Bewunderung und da wird man richtig auf einen Podest gestellt, dass man irgendwie ein Lebensretter ist. Und dann gibt es halt die Gruppe von Menschen, die da schon irgendwie in irgendeiner Form damit in Berührung gekommen sind oder für die das nicht so weltfremd ist. Und die, die schätzen das nicht unbedingt so (Interview IV 2010/ Z. 278-285).

> Also die meisten finden es idealistisch und schön und bewundernswert und anstrengend (Interview VII 2010/ Z. 542-544).

Weiters wird von den befragten Frauen der Eindruck geschildert, dass die Reaktionen auf ihren Beruf auch stark vom Handlungsfeld abhängig sind, in dem sie tätig sind. Somit wird wahrgenommen, dass der Handlungsbereich und die damit einhergehende Klientel als Faktoren für die Wahrnehmung und Bewertung ausschlaggebend sind und auf externe Reaktionen wirken. Damit verbunden sind zum einen Vorstellungen und Stereotype über gewisse Arbeitsbereiche und Tätigkeitsfelder:

> Wenn man sich nur um alte Leute kümmert, glaubt jeder, dass es eine sehr fade Arbeit ist, die eigentlich ja, ich habe nicht das Gefühl, dass das einen sehr hohen Stellenwert hat. Und eben auch die Frage, was machst denn du. Mir kommt immer vor, ich mache alles. Und mir fällt immer was ein. Und wenn die Leute dann so fragen, ja was gibt es dann da zu tun, dann denk ich mir, hätten sie eine Ahnung. Aber man kann es denk ich gar nicht so vermitteln, es kommt auch darauf an, welche Einstellung man selber dazu hat (Interview III 2010/ Z. 201-208).

Zum anderen kommt hier auch der Aspekt der Rückwirkung der Klientel zum Tragen. Die Vorstellungen, mit denen die KlientInnen assoziiert werden, färben sozusagen auf die Beschäftigten in der Sozialarbeit ab und diese werden über diese Verbindung wahrgenommen. Es wird darüber berichtet, dass diesbezüglich der Eindruck besteht, dass eine Marginalisierung der Klientel ebenso negative Auswirkungen auf die Fremdwahrnehmung von SozialarbeiterInnen hat:

> Und in der Sozialarbeit sind halt immer marginalisierte Menschen und man spürt das halt total, dass man da auch mit in das Boot geschoben wird (Interview II 2010/ Z. 777-779).

In dieser Hinsicht ist ein Aspekt besonders interessant, der in Zusammenhang mit dieser negativen Fremdwahrnehmung gesehen werden kann: Interviewpartnerin IV empfindet die Bezeichnung „Sozialarbeiterin“ für sich selbst als negativ besetzt und möchte sich selbst nicht als solche bezeichnen, da für sie keine Identifikation mit der Berufsbezeichnung stattfindet. In diesem Fall korreliert der Aspekt der negativen Fremdwahrnehmung aufgrund negativer Assoziationen in Hinblick auf das Berufsfeld mit der negativen Selbstwahrnehmung als Sozialarbeiterin:

> …Sozialwissenschaftlerin, so was in die Richtung. Sozialarbeiterin ist für mich selber so negativ besetzt, ich weiß nicht. Ich kann mich damit nicht identifizieren (Interview IV 2010/ Z. 614-616).

Als weitere zwei Aspekte in diesem Zusammenhang der negativen Fremdwahrnehmung kann zum einen die Wahrnehmung von Interviewpartnerin II geschildert werden, die damit konfrontiert wurde, dass das „Sozialsein“ eher einer alltäglichen Fähigkeit entspricht als einem Berufsbild und daher weniger geschätzt wird. So wird die Sozialarbeit in Zusammenhang mit Alltagskompetenzen gebracht, die keiner Professionalisierung im Sinne einer Berufsausbildung bedürfen, weshalb das Ergreifen des Berufes mit einer negativen Fremdwahrnehmung erlebt wird:

> Also ich war denk ich immer sehr fixiert auf die Anerkennung von meinem Papa und der hat halt immer gesagt: Naja was Soziales, sozial bist du eh die ganze Zeit. Den hat das immer eher gestört (Interview II 2010/ Z. 79-82).

Als zweiter Aspekt hinsichtlich einer negativen Fremdwahrnehmung berichtet Interviewpartnerin II weiters von der Erfahrung, dass die Entlohnung sowie der Begriff des Helfens ebenso zu negativen Reaktionen aus ihrem Umfeld beigetragen haben. Sie berichtet vom Eindruck, dass das Berufsziel von Sozialarbeit als Helfen verstanden wird, was wiederum in Zusammenhang mit einer geringen Entlohnung gebracht wird. Somit erlebt sie eine Abwertung ihres Berufes aufgrund einer Fremdvorstellung hinsichtlich der Berufstätigkeiten sowie einer schlechten Bezahlung:

> Sozialarbeit wird ja oft verwendet für gratis arbeiten quasi. Irgendjemanden helfen, gratis. Also so, wenn du sozial bist, bist du bald einmal dumm quasi, da lässt du dich schnell einmal ausnutzen und bist bald einmal dumm, also damit habe ich wirklich ein Problem. Und das kommt aber total oft. Und solche Reaktionen hab ich total viele gehabt (Interview II 2010/ Z. 803-808).

5.3.5 Externe Reaktionen: Männer

Die befragten Männer erleben positive und negative Reaktionen bezüglich ihrer Berufsausübung aus ihrem privaten Umfeld. Trotz der - im Vergleich zum hohen Frauenanteil in der Sozialarbeit - eher unüblichen Berufswahl werden durchwegs positive Reaktionen erlebt:

> Ja, ich habe nur Positives gehört. Ich habe nie jemanden abfällig darüber reden gehört. Wahrscheinlich passt es einfach zu mir (Interview VI 2010/ Z. 312-313).

Auch Interviewpartner I spricht von einer positiven Aufnahme und Reaktion seines Umfeldes, trotz der relevanten Faktoren des Berufswechsels beziehungsweise der nicht erfolgten Übernahme und Weiterführung des Familienunternehmens:

> Von meinem Umfeld her, war das überhaupt gar kein Problem, also da bin ich in keinster Weise auf Unverständnis gestoßen... Natürlich hätte es mein Vater lieber gesehen, wenn ich den Betrieb übernommen hätte und nicht Sozialarbeiter werde, aber letztendlich hat er sich auch gefreut, dass ich meinen Weg gegangen bin (Interview I 2010/ Z. 493-499).

Bezüglich negativer Reaktionen berichtet Interviewpartner V von der Erfahrung, dass Sozialarbeit als Beruf von bestimmten Personen aus seinem Umfeld nicht hoch geschätzt wird. Dies sei wiederum auf den Berufsinhalt und das Berufsbild zurückzuführen: Auch hier wird das alltägliche „Sozialsein" in Verbindung mit dem Berufsbild gebracht, weshalb der Beruf minder geschätzt und bewertet wird. Einmal mehr spielt der Begriff der Alltagskompetenz eine wesentliche Rolle in der Fremdwahrnehmung, wobei diesbezüglich auch eine gewisse Unkenntnis über die Arbeitsbereiche, Tätigkeitsfelder und Zielsetzungen in der Sozialen Arbeit eine Rolle spielen dürfte, die zu eher negativen Reaktionen und Fremdwahrnehmungen beiträgt:

> Ja, das war auch mehr der verarschende Aspekt irgendwie. So in Richtung, dass das keine richtige Arbeit ist oder so. Das war aber nicht gegen mich als Mann, das betrifft generell die Arbeit. So, ihr seid die Gutmenschen und so… Also ich denke, das liegt eher an der Arbeit an sich. Dass die Leute oft nichts damit anfangen können, was jetzt Sozialarbeiter machen, also die Leute bei mir daheim (Interview V 2010/ Z. 576-595).

In diesem Zusammenhang nimmt Interviewpartner V einen weiteren Aspekt wahr, der in die Wahrnehmung externer Reaktionen miteinfließt: Nämlich den Aspekt der Unterscheidung zwischen städtischer und ländlicher Sozialarbeit. Diesbezüglich hat Interviewpartner V die Erfahrung gemacht, im ländlichen Bereich eher auf Unwissenheit bezüglich der Aufgaben und Aufträge der Sozialarbeit sowie auf Unverständnis bezüglich einer Rechtfertigung von Einsatz und Umsetzung Sozialer Arbeit zu stoßen:

> Dass die Rechtfertigung unserer Arbeit einfach ein bisschen schwer ist. Gerade im ländlichen Bereich, weil auch die Sozialarbeit im ländlichen Bereich nicht so populär ist. Und die Leute wissen auch nicht so genau, was man da eigentlich so tut und warum (Interview V 2010/ Z. 583-587).

Als letzter Punkt, der hier in Zusammenhang mit den Ursachen für negative Fremdwahrnehmungen gesehen werden kann, spielt für die befragten Männer auch die Rückwirkung der Klientel auf SozialarbeiterInnen selbst eine Rolle. Wiederum werden hier die Assoziationen mit den KlientInnen in der Sozialarbeit als Grund dafür gesehen, dass die Beschäftigten in diesem Beruf ebenso damit in Verbindung gebracht werden. Interviewpartner I

hat diese Erfahrungen nicht nur im privaten Umfeld gemacht, sondern auch in öffentlichen Institutionen:

> Was wahrscheinlich auch noch ein spezifisches Merkmal ist, wenn man mit einer Randgruppe arbeitet, wie es SozialarbeiterInnen machen, dann nimmt man bis zu einem gewissen Grad selbst die Rolle einer Randgruppe ein und das bekommt man speziell im Umgang mit Institutionen usw. mit. Da ist das eine ganz komische Position teilweise. Es ist für mich beispielsweise ganz anders, wenn ich auf ein Amt gehe, als Privatperson und irgendetwas brauche, da sind die Beamten mir gegenüber oft ganz anders, als wenn ich mit einem Klienten hingehe. Dann gehen sie zwar mit mir anders respektvoll um, aber teilweise von meinem Gefühl her weniger respektvoll, als wenn ich jetzt als Privatperson ohne Klient da wäre (Interview I 2010/ Z. 807-818).

5.4 Zusammenfassung

Im vorliegenden Abschnitt erfolgt eine zusammenfassende Darstellung der erhobenen Wahrnehmungen und Eindrücke der befragten SozialarbeiterInnen. Auf der ersten Darstellungsebene der Motivation der befragten Personen für die Berufswahl als SozialarbeiterInnen lässt sich als wesentlicher Aspekt festhalten, dass alle befragten Frauen und Männer nicht auf einem direkten Weg in das Feld der Sozialarbeit gelangt sind. Hinsichtlich der Berufsfindung stellt sich heraus, dass alle weiblichen und männlichen Befragten über Vorerfahrungen und Vorbildungen verfügen, die sich maßgeblich auf den Entscheidungsfindungsprozess, in der Sozialarbeit tätig sein zu wollen, ausgewirkt haben. Sowohl Erfahrungen in beruflichen Bereichen sowie Vorbildungen auf universitärer Ebene, als auch Praktika im In- und Ausland lassen sich als wesentliche Faktoren für die Berufsentscheidung festhalten. Weiters lässt sich an dieser Stelle ein charakteristischer Aspekt erkennen, der eine bedeutende Rolle in der Berufsfindung der befragten Männer gespielt hat, nämlich der Zivildienst. Für alle befragten Frauen und Männer waren die Vorerfahrungen und Vorbildungen ausschlaggebend für die Motivation, im sozialen Bereich tätig zu sein. Hier muss den Aspekten Zivildienst und Praktika wesentliche Bedeutung geschenkt werden, zumal sie für die befragten Personen die Möglichkeit boten, ihre Interessen und Fähigkeiten zu erkennen. Eine Unterscheidung zwischen den befragten Frauen und den befragten Männern diese verschiedenen Vorerfahrungen betreffend, kann hier in dem Punkt getroffen werden, dass diese für die Männer zusätzlich als Ausschlusskriterium hinsichtlich der Berufsausübung fungiert haben, während sie den Frauen vielmehr als Neuorientierung dienten. Als eine Gemeinsamkeit aller InterviewteilnehmerInnen lässt sich hinsichtlich einer konkreten Motivation für die Berufswahl das Interesse am direkten Kontakt sowie an der direkten Arbeit mit Menschen nennen.

Bezüglich des Aspekts des Helfens lässt sich zusammenfassen, dass die befragten Personen diesen als einen gewissen Teilaspekt ihrer Arbeit betrachten, allerdings nicht im Sinne einer idealistischen oder caritativen Tätigkeit, sondern als berufliche Beziehungsarbeit nach klar festgelegten Regeln. Von den befragten Frauen und Männern wird der Begriff des Helfens als emotional und unprofessionell verstanden, weshalb klare Professionsmerkmale in diesem Zusammenhang betont werden. Die durch die Ausbildung erworbenen wesentlichen Aspekte Wissen, Ressourcen und Abgrenzungsstrategien bilden hier die zentralen Elemente des

Arbeitsverständnisses der befragten Personen. Der Begriff des so genannten „Helfersyndroms“ lässt sich hier lediglich in Hinblick zur schlechten Bezahlung in diesem Bereich erwähnen, kann aber nicht in Verbindung mit Berufsethos und Professionscharakteristika der interviewten Personen gebracht werden. Diesbezüglich kann noch ein letzter Aspekt genannt werden, der als ein relevantes Merkmal für das Berufsverständnis erwähnt wird: Nämlich Sozialarbeit auch in einer politischen Dimension zu erkennen und auszuüben, in der nicht nur Einzelfallhilfe im Vordergrund steht, sondern Veränderungen auf struktureller Ebene.

Auf Ebene der Qualifikation lassen sich zwei wesentliche Aspekte festhalten, die für die befragten Frauen und Männer in Hinblick auf die konkrete Arbeit als SozialarbeiterInnen bedeutend sind: Zum einen stellt der Begriff der Offenheit einen relevanten Faktor in der Qualifikationsauffassung der befragten Personen dar. Diese Offenheit bezieht sich konkret auf das Vorhandensein einer gewissen Wertefreiheit sowie dem konkreten Nichtvorhandensein von Ängsten gegenüber der Klientel. Die genannten Ängste umfassen direkte Berührungsängste sowie Ängste vor dem allgemein Fremden, aber auch spezifische Ängste, was Kultur, Geschlecht oder Aussehen betrifft. Als zweiter wichtiger Faktor wird der Begriff des Interesses von den InterviewteilnehmerInnen genannt. Dieses Interesse meint ein allgemeines und vielseitiges Grundinteresse an Menschen und deren unterschiedlichen Lebenswelten sowie eine gewisse Art von Neugierde diesen gegenüber. In der direkten Arbeit stellen mehrere Aspekte, wie beispielsweise die Fähigkeit, geduldig sein zu können, zuhören zu können, oder eine gewisse Ausdauer und Streitbarkeit zu besitzen, wesentliche Qualifikationsmerkmale dar. Als wichtigste Qualität in der direkten Arbeit wird von den befragten Frauen und Männern die Kommunikationsfähigkeit genannt. Kommunikation und Sprache werden als zentrale Elemente, quasi als spezifische Werkzeuge sozialarbeiterischer Tätigkeiten, erachtet. Neben diesen Qualifikationen, die einerseits für die Wahl der Arbeit und andererseits in der Ausübung der Arbeit wichtige Kriterien für die befragten SozialarbeiterInnen darstellen, lässt sich noch ein weiteres Qualifikationsmerkmal erkennen: Als Voraussetzung für die Arbeit als SozialarbeiterIn kann der Aspekt der Stabilität der eigenen Persönlichkeit gesehen werden. Unter diesem Begriff können die Fähigkeit zur Selbstkritik, zur Selbstreflexion und zur Selbstbestimmung als wesentliche Qualitäten zusammengefasst werden. In einer so genannten „Bodenständigkeit“ der eigenen Persönlichkeit sehen die interviewten Personen das Fundament einer guten Arbeit.

Die dritte und letzte Darstellungsebene der Wahrnehmung über die Praxis gliedert sich in weitere drei Themenbereiche, die folgendermaßen zusammengefasst werden können: Hinsichtlich der Wahrnehmung der Sozialarbeit als Frauenberuf lässt sich festhalten, dass die befragten Frauen ihren Job zum Teil durchaus als einen typischen Frauenberuf erleben. Diese Wahrnehmung steht allerdings in Abhängigkeit zur Tatsache, dass die befragten Sozialarbeiterinnen eine generelle Strukturierung der Berufswelt in geschlechtstypische Berufe erleben. Diese Realität scheint neben dem Aspekt einer geschlechtstypischen Sozialisation für die befragten Frauen eine Rolle bei der Wahrnehmung des eigenen Berufes zu spielen. Ebenso spielt auch die Kenntnis über die Tatsache, dass die Sozialarbeit historisch als Frauenberuf konzipiert wurde, in der gegenwärtigen Wahrnehmung der Sozialarbeiterinnen eine Rolle. Die befragten Männer hingegen erleben ihren Beruf definitiv nicht als einen Frauenberuf. Auch hier spielt die historische Konzipierung der Sozialarbeit als ein typisch weiblich konstruiertes Arbeitsfeld eine Rolle, allerdings nicht in der Wahrnehmung des aktuellen Berufsfeldes, sondern als eine Erklärung für den nach wie vor höheren Frauenanteil. Für die befragten Männer stellt die Sozialarbeit durch die Ausweitung ihrer Handlungsfelder und Weiterentwicklung ihrer Inhalte keinen geschlechtsspezifischen Tätigkeitsbereich dar. Ebenso spricht der Eindruck der befragten Sozialarbeiter, dass Männer weder selten in der Sozialarbeit anzutreffen sind, noch dass sie unerwünscht wären, oder dass Frauen bessere Chancen auf Jobs hätten als Männer, definitiv gegen das Konzept eines Frauenberufes. Sowohl die befragten Frauen als auch die befragten Männer haben gleichermaßen den Eindruck eines mehrheitlichen Frauenanteils in der Sozialarbeit. Diese Wahrnehmung der faktischen Mehrheit der Frauen beschränkt sich allerdings nicht auf das Feld der Sozialarbeit und stellt für die befragten Personen nicht nur einen spezifisch sozialarbeiterischen Aspekt dar, sondern lässt sich auch in anderen Berufsfeldern erkennen. Als eine weitere Gemeinsamkeit der Wahrnehmungen der Frauen und Männer lässt sich festhalten, dass sowohl die Frauen als auch die Männer den Eindruck haben, dass aufgrund der schlechten Bezahlung und den damit verbundenen Aspekten von Prestige und gesellschaftlicher Anerkennung weniger Männer in der Sozialarbeit tätig sind. Auch deckt sich die Wahrnehmung der befragten Frauen mit jener der befragten Männer hinsichtlich des Eindrucks, wonach Männer die besseren Chancen hätten Führungspositionen einzunehmen. Allerdings unterscheiden sich die Meinungen in der Begründung für diesen Umstand. Die befragten Sozialarbeiterinnen erkennen im geringeren Anteil der Männer einen Vorteil in der Besetzung von unter anderem eben auch leitenden

Positionen. Für die befragten Männer lässt sich dieser Zustand unabhängig von geschlechtsspezifischen Qualifikationen erklären, jedoch in der so genannten „Kinderfrage“ begründen. Insofern besteht hier der Eindruck, dass eine Lösung dieser Sachlage durch eine allgemeine Karenzregelung möglich wäre, unabhängig von Berufsfeld und Berufsgruppe, da sich dieser Umstand nicht nur auf die Sozialarbeit bezieht.

In Anlehnung an die Relevanz eines Konzepts der Sozialarbeit als Frauenberuf sollen im Weiteren interne Aspekte zusammengefasst werden, die für die befragten SozialarbeiterInnen hinsichtlich ihrer Wahrnehmung als Frauen und als Männer im alltäglichen Berufsleben eine Rolle spielen. Als ein erster Aspekt lässt sich hier festhalten, dass die befragten Frauen und die befragten Männer den Eindruck haben, dass es geschlechtsspezifische Präferenzen hinsichtlich der Handlungs- und Tätigkeitsfelder in der Sozialarbeit gibt. Somit wird eine Koppelung des Geschlechts der SozialarbeiterInnen an spezifische Arbeitsbereiche wahrgenommen. Demnach gibt es Handlungsfelder, in denen vermehrt Frauen oder vermehrt Männer tätig sind sowie Handlungsbereiche, in denen ein eher ausgeglichenes Verhältnis von Frauen und Männern besteht. Von den befragten Personen wird dieser Umstand aber nicht nur auf persönliche Präferenzen zurückgeführt; ebenso werden Rahmenbedingungen als Grund für diese Ursache gesehen, die Konsequenzen auf die Formierung von Teams oder die Besetzung von Funktionen haben können. Es werden äußere Umstände und physische Aspekte dafür genannt, dass in gewissen Tätigkeitsbereichen in erster Linie Männer zum Einsatz kommen, wie beispielsweise bei Nachtdiensten in Männerheimen. Umgekehrt werden Bereiche genannt, wo gezielt und bewusst Frauen im Einsatz sind, wenn es beispielsweise um Frauenhäuser oder spezifische Themen wie Schwangerschaft geht.

Als ein zweiter Aspekt, der hinsichtlich einer Geschlechterrelevanz von Frauen und Männern in der Sozialarbeit eine Rolle spielt, wird von den befragten Personen die direkte Arbeit mit den KlientInnen genannt. Im direkten Kontakt mit den KlientInnen kann es von Relevanz sein, ob eine Frau oder ein Mann sozialarbeiterische Tätigkeiten durchführt. Dieser Eindruck steht für die befragten SozialarbeiterInnen auch in einem Zusammenhang beziehungsweise in Abhängigkeit zum Handlungsfeld. Einen wesentlichen Punkt stellt für die befragten Personen hier die Unterscheidung von Beratung und Betreuung in der Sozialarbeit dar. In der Betreuungsarbeit wird es als relevanter erachtet, ob diese von einer Frau oder einem Mann geleistet wird. Diese Tatsache steht für die InterviewteilnehmerInnen wiederum in

Abhängigkeit vom spezifischen Arbeitsbereich. Zum Beispiel ist die Frage des Geschlechts in der Beratungsarbeit im Migrationsbereich weniger bis gar nicht relevant, in der Wohnbetreuung hingegen kann es eine zentrale Rolle spielen, ob diese von einer Frau oder einem Mann durchgeführt wird beziehungsweise überhaupt durchgeführt werden kann. Weiters lässt sich festhalten, dass von den befragten Personen erlebt wird, dass KlientInnen dezidiert den Wunsch äußern, von einer Frau oder einem Mann beraten oder betreut zu werden. Diesbezüglich spielen auch kulturspezifische Aspekte eine Rolle, die auf die Sozialarbeit wirken und berücksichtigt werden müssen. Generell wird von den SozialarbeiterInnen hinsichtlich der Arbeit mit KlientInnen aber auch betont, dass sie eine Ausgewogenheit von weiblichen und männlichen SozialarbeiterInnen als wichtig erachten, und das auch in spezifischen sensiblen Bereichen, wie vorhin ausgeführt, nämlich mit der Intention, eine Möglichkeit zu bieten, Negativbespielen (das Geschlecht betreffend) entgegenzuwirken. Schließlich werden auch noch andere Aspekte von den befragten Personen als relevant bezeichnet, wenn es um den direkten Kontakt zu den KlientInnen geht, wie beispielsweise der Aspekt des Alters, der sich auch maßgeblich auf die Arbeit auswirken kann.

Ein dritter Punkt bezüglich einer möglichen Geschlechterrelevanz lässt sich unter dem Begriff Team zusammenfassen. Eindeutig wird von den befragten Frauen und Männern dem Aspekt des Geschlechts ihrer TeamkollegInnen eine eher nachrangige Relevanz zugeschrieben. Es besteht durchaus die Wahrnehmung, dass eine Ausgewogenheit von Frauen und Männern im Team bevorzugt wird, was auch Konsequenzen für Teambesetzungen hat. Hier spielt der Aspekt von Gruppendynamik für die befragten Personen eine Rolle, weshalb gemischte Teams generell favorisiert werden. Für das subjektive Empfinden der interviewten Personen in der direkten Zusammenarbeit mit den KollegInnen wirkt sich das Geschlecht allerdings nicht wesentlich aus. Eine zentrale Rolle diesbezüglich spielen eher die unterschiedlichen Kompetenzen der Teammitglieder beziehungsweise stellen diese auch Kriterien für die Zusammenarbeit dar. So werden zum Beispiel konkret die Aspekte Sprache und interkulturelle Kompetenz als bedeutende Elemente hinsichtlich der Wahrnehmung im Team empfunden. Diese Kriterien sind wiederum in Abhängigkeit zum Handlungsfeld zu verstehen. Neben den unterschiedlichen Kompetenzen in Bezug auf das Team kommt auch unterschiedlichen Professionen eine wesentliche Bedeutung zu, welche wiederum in Relation zum Arbeitsbereich stehen und in der Zusammenarbeit im Team als wichtig empfunden werden. Als letzter Punkt soll hier noch eine

Wahrnehmung geschildert werden, die konkret eine männliche Perspektive bezüglich des Team-Aspekts wiedergibt. In Relation zum hohen Frauenanteil in der Sozialarbeit kann die Funktion als männlicher Sozialarbeiter in einem Team spezifische Erfahrungen mit sich bringen. So wird dieser Umstand aus männlicher Sicht als sehr ambivalent empfunden: Hier lässt sich festhalten, dass diesbezüglich sowohl eine Favorisierung als auch eine Art Diskriminierung sowie spezifische Erwartungshaltungen wahrgenommen werden.

Ein letzter Themenbereich auf einer praktischen Ebene - in Anlehnung an ein Konzept der Sozialarbeit als Frauenberuf - soll im Folgenden unter dem Aspekt externer Reaktionen zusammengefasst werden. Hinsichtlich der Fremdwahrnehmung ihres Berufes werden von den befragten Frauen und Männern sowohl positive als auch negative Reaktionen ihres Umfelds wahrgenommen. Positive Reaktionen betreffend wird von den Frauen geschildert, dass sie diese in einem Zusammenhang mit eher wenig Kenntnis oder Bezug externer Personen zu ihrem Berufsfeld erleben. Die befragten Männer nehmen ebenso, trotz der eher unüblicheren Berufswahl und trotz der nicht erfüllten Erwartungen hinsichtlich familiärer Strukturen, durchwegs positive Reaktionen auf ihren Beruf wahr. Sowohl die weiblichen als auch die männlichen Befragten haben aber auch negative Reaktionen auf ihre Berufswahl erlebt. Die Gründe dafür werden von den InterviewteilnehmerInnen einerseits auf die Klientel zurückgeführt, welche wiederum in Abhängigkeit zum Handlungsfeld steht. Die SozialarbeiterInnen nehmen eine Rückwirkung von Assoziationen, mit denen KlientInnen in Verbindung gebracht werden, auf ihre eigene Person und auf das gesamte Feld der Sozialarbeit wahr. Die Auswirkungen dieser Tatsache erleben die befragten Personen insgesamt als eher negativ. Andererseits führen sie negative Reaktionen ihres Umfelds auf die Unkenntnis der tatsächlichen Arbeitsinhalte und Arbeitsziele Sozialer Arbeit zurück. Hier wirkt der Begriff der Alltagskompetenz auf die Fremdwahrnehmung. Die Einstellung externer Personen, wonach das „Sozialsein“ eher als eine alltägliche Fähigkeit erkannt wird, die keiner professionellen Ausübung bedarf, wirkt sich nach Meinung der befragten SozialarbeiterInnen auf die Bewertung und Anerkennung Sozialer Arbeit aus. Diese wahrgenommenen Aspekte der Fremdwahrnehmungen können sich auch auf die Selbstwahrnehmung von SozialarbeiterInnen auswirken. Als letzter Punkt wird von den befragten Personen die Erfahrung geschildert, dass eine unterschiedliche Bewertung Sozialer Arbeit hinsichtlich des städtischen und ländlichen Raums wahrgenommen wird. Es besteht der Eindruck, dass im ländlichen Bereich größere

Unwissenheit über die Funktion Sozialer Arbeit herrscht, was sich ebenso auf größeren Erklärungs- und Rechtfertigungsbedarf hinsichtlich des Einsatzes Sozialer Arbeit auswirkt.

6. Conclusio

„…denn was ein Frauenberuf bzw. Männerberuf ist, muss nicht für alle Zeit ein Frauen- bzw. Männerberuf bleiben“ (Feldhoff. 2006: 41-42).

In dieser Arbeit wurde der Beruf der Sozialarbeit mit seiner Assoziation als Frauenberuf genauer beleuchtet und dieser Aspekt des so genannten Frauenberufes hinterfragt. Relevante und markante Faktoren, die als ausschlaggebend für die Bezeichnung der Sozialen Arbeit als weibliches Berufsfeld gelten, wurden näher dargestellt. Ausgehend von den theoretischen Überlegungen eines Entstehens von Geschlechtervorstellungen, wurde zu Beginn der vorliegenden Arbeit ein Konzept zur Konstruktion von Weiblichkeit erläutert, das einen zentralen Aspekt dieser Arbeit darstellt. Über dichotome Kategorisierungen wurde eine Weiblichkeitsvorstellung konstruiert, die über die wesentlichen Aspekte Natur, Reproduktion und Privatheit definiert, und somit einer Vorstellung von Männlichkeit diametral entgegen gesetzt wurde. Diese symbolische Ordnung binärer Klassifikationen bildet die Basis einer kulturell konstruierten dichotomen Geschlechtervorstellung, die als theoretischer Hintergrund für konkrete historische Entwicklungen angesehen wird. Dieses Konzept einer Weiblichkeitsvorstellung manifestiert sich in der konkreten historischen Konzipierung der Sozialarbeit als Frauenberuf und bildet die Basis für die ausgewählten historischen Aspekte in dieser Arbeit.

Die Konsequenzen und praktischen Auswirkungen der dargestellten Geschlechterkonstruktion auf gesellschaftlicher Ebene wurden anhand der Konzipierung, Konstituierung und Realisierung der Sozialarbeit als historischer Frauenberuf aufgezeigt. Im Zentrum dieser Ausführungen steht die Annahme eines sogenannten spezifisch weiblichen Wesens der Frau, welches den Ausgangspunkt für die Konnotation der Sozialarbeit als weibliches Arbeitsfeld darstellt. Im Zuge der dargestellten sozialen und gesellschaftlichen Differenzierungsprozesse und der damit einhergehenden Etablierung von Arbeits- und Wohnbereichen, erfolgte eine neue Assoziierung der Geschlechter mit diesen Bereichen. Diese Zuordnung und gleichzeitige Polarisierung der Geschlechter formte die Konstruktion eines Frauenbildes, das über die Aspekte der Natürlichkeit, Privatheit und Emotionalität zusammengefasst werden kann. Im Gegenzug dazu entstand ein Männlichkeitskonstrukt, das über die binären Klassifikationen der Kultur, Öffentlichkeit und Rationalität charakterisiert wurde. Diese gesellschaftliche Polarisierung der

Geschlechtscharaktere und der Vergesellschaftung der Frau als Mutter stellten den Ausgangspunkt für den Wirkungsbereich von Frauen in der Sozialen Arbeit dar. Durch die Verlagerung der spezifisch weiblichen Fähigkeiten und Eigenschaften vom privaten und häuslichen Bereich in den öffentlichen Bereich, gelangte der bürgerlichen Frauenbewegung mit dem Konzept der Geistigen Mütterlichkeit ein Überwinden der Sphären und somit auch ein Brückenschlag in den kulturellen Bereich der Gesellschaft. Die traditionelle Rolle der Frau mit ihren natürlichen familiären und privaten Aufgaben wurde so in den öffentlichen Bereich verlegt und war Grundstein einer Entwicklung von Sozialer Arbeit als Frauenarbeit. Diese erste Form Sozialer Arbeit als typisch weibliche Arbeit kann zum einen als Emanzipation - aufgrund der Erweiterung des Wirkungsbereiches von Frauen - und andererseits als Limitation - aufgrund der Anerkennung und weiteren Vertiefung der gesellschaftlichen Normvorstellung - eines Frauenbildes verstanden werden.

Wie die historische Abhandlung dieser Arbeit zeigt, ist die Sozialarbeit als so genannter Frauenberuf entwickelt und etabliert worden. Weitere Ausbildungsentwicklungen und Verwissenschaftlichungs- und Professionalisierungsbestrebungen haben den Inhalt und die Umsetzung Sozialer Arbeit in den letzten Jahrzehnten deutlich weiterentwickelt und grundsätzlich verändert. Diese historischen Ausführungen bilden sowohl den Hintergrund als auch die Basis des gegenwärtigen Forschungszugangs. Nach wie vor sind aktuell mehr Frauen als Männer in der Sozialarbeit tätig, was die Frage zulässt, inwiefern die Sozialarbeit heute noch als ein so genannter typischer Frauenberuf identifiziert beziehungsweise wie diese gegenwärtig charakterisiert werden kann. Durch die Meinung zweier Expertinnen aus dem öffentlichen Bereich konnte festgestellt werden, dass die Prägung der Sozialarbeit durch eine historische Identifizierung und Klassifizierung als Frauenberuf bis heute noch auf bestimmte Bereiche innerhalb des Berufsfeldes zu wirken scheint. Es lassen sich gegenwärtige Aspekte wie schlechte Bezahlung, schlechtes Image, wenig Anerkennung, geringe Karrierechancen sowie berufliches und wissenschaftliches Selbstverständnis in Verbindung mit der historischen Prägung der Sozialarbeit als Frauenberuf bringen und diese als Konsequenzen einer Assoziation mit einem historisch weiblich konstruierten Berufsfeld auslegen. Allerdings wird die Sozialarbeit aus Expertinnenperspektive, abgesehen von der quantitativen Mehrheit der Frauen in diesem Beruf, nicht mehr per se als tatsächlicher Frauenberuf identifiziert. Die gegenwärtige Soziale Arbeit ist diesbezüglich geprägt von Weiterentwicklungstendenzen und

Veränderungsintentionen. Aktuell lassen sich Bestrebungen auf zwei Ebenen erkennen, um diesen historischen Konsequenzen entgegenzuwirken: Zum einen können auf wissenschaftlicher Ebene die Akademisierung und der Forschungsauftrag als konkrete Vorhaben und Potentiale genannt werden, zum anderen auf berufspolitischer Ebene die Bestrebung einer Etablierung eines Berufsgesetzes. Weiters wird das Feld der modernen Sozialen Arbeit aus Expertinnenperspektive als ein aktives, innovatives und dynamisches Feld charakterisiert, das einen deutlichen Gegenentwurf zum historischen Bild der Sozialarbeit darstellt.

Die aktuellen Einblicke in die Wahrnehmungen und Erfahrungen von SozialarbeiterInnen haben gezeigt, dass das Konzept der Sozialarbeit als Frauenberuf in bestimmten praktischen Situationen noch nachwirkt. Aber weder die befragten Frauen noch die befragten Männer nehmen ihren Beruf als einen tatsächlichen Frauenberuf wahr. Generell lässt sich zusammenfassen, dass von den befragten Personen eine faktische Mehrheit von Frauen in diesem Berufsfeld wahrgenommen wird. Sowohl für die Frauen als auch für die Männer spielt die historische Konzipierung der Sozialarbeit diesbezüglich eine Rolle. Die Sozialarbeit wird als historisch weiblich konstruiertes Tätigkeitsfeld wahrgenommen, welches gegenwärtig noch mit Konsequenzen dieser Assoziationen konfrontiert ist. Diese Konsequenzen wirken sich aus der Perspektive der befragten SozialarbeiterInnen beispielsweise auf Aspekte wie Bezahlung, Prestige und gesellschaftliche Anerkennung aus. Als Folge dessen wird auch eine Erklärung für den geringeren Männeranteil in der Sozialarbeit abgeleitet. Weiters spielen diese Konsequenzen hinsichtlich der Wahrnehmung in der täglichen Praxis eine gewisse Rolle. In den Bereichen der Handlungs- und Tätigkeitsfelder, der direkten KlientInnenarbeit, der Teamgestaltung und der Fremdwahrnehmung ihres Berufes, nehmen die befragten Frauen und Männer Situationen wahr, die sie in Zusammenhang mit der Konzipierung der Sozialarbeit als Frauenberuf bringen.

Somit lässt sich die zentrale Forschungsfrage dieser Arbeit, nämlich *welche Rolle das vorgestellte Konzept der Sozialarbeit als Frauenberuf hinsichtlich der Selbstwahrnehmung von SozialarbeiterInnen im Spannungsfeld ihres Berufes spielt,* folgendermaßen beantworten: Die gegenwärtige Sozialarbeit wird von den befragten SozialarbeiterInnen als ein Beruf wahrgenommen, den mehr Frauen als Männer ausüben. Somit kann die Sozialarbeit faktisch, im Sinne einer quantitativen Mehrheit von Sozialarbeiterinnen, nach wie vor als ein

„Frauenberuf“ angesehen werden. Die Ursachen dafür stehen in Verbindung zur historischen und normativen Konzipierung der Sozialarbeit als tatsächlicher Frauenberuf, mit dem die gegenwärtigen Inhalte, Umsetzungen und Bestrebungen moderner Sozialer Arbeit definitiv nichts mehr gemeinsam haben. Somit kann die moderne Form Sozialer Arbeit gegenwärtig keinesfalls als normativer „Frauenberuf“ identifiziert werden. Die laufenden Entwicklungen und Veränderungen weisen die Sozialarbeit – ganz im Sinne des Zitats zu Beginn dieser Arbeit – als ein Berufsfeld aus, das bestrebt ist, sich kontinuierlich weiter zu entwickeln, neu zu formen und sich auch noch von den letzten historischen Assoziationen zu emanzipieren.

7. Quellenverzeichnis

7.1 Bibliographie

Beauvoir de, Simone. 2009 (10). Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg. Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.

Beer, Bettina. 2006. Ethnos, Ethnie, Kultur. In: Beer, Bettina/ Fischer, Hans (Hg.): Ethnologie. Einführung und Überblick. Berlin. Dietrich Reimer Verlag: 53- 72.

Chodorow, Nancy. 1974. Family Structure and Feminine Personality. In: Rosaldo Zimbalist, Michelle/ Lamphere, Luise (Hg.): Woman, Culture, and Society. Stanford, California. Stanford University Press: 43-66.

Czarnowski, Gabriele/ Meyer-Renschhausen, Elisabeth. 1994. Geschlechterdualismen in der Wohlfahrtspflege: „Soziale Mütterlichkeit" zwischen Professionalisierung und Medikalisierung, Deutschland 1890-1930. In: L´Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 5.Jg., Heft 2: 121-140.

Eco, Umberto. 2007 (12). Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt. Heidelberg. C.F. Müller Verlag.

Feldhoff, Kerstin. 2006. Soziale Arbeit als Frauenarbeit. Folgen für sozialen Status und Bezahlung? In: Zander, Margherita/ Hartwig, Luise/ Jansen, Irma (Hg.): Geschlecht Nebensache? Zur Aktualität einer Gender-Perspektive in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften: 33-55.

Froschauer, Ulrike/ Lueger, Manfred. 2003. Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien. Facultas Verlags- und Buchhandels AG.

Fröschl, Elfriede. 2001. Beruf Sozialarbeit. In: Gruber, Christine/ Fröschl, Elfriede (Hg.): Gender Aspekte in der Sozialen Arbeit. Wien. Czernin Verlag: 285-308.

Flick, Uwe/ von Kardoff, Ernst/ Steinke, Ines. 2007 (5). Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, Uwe/ von Kardoff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg. Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Fuchs, Brigitte/ Nöbauer, Herta/ Zuckerhut, Patricia. 2001 (2). Vom Universalismus zur Differenz. Feminismus und Kulturanthropologie. In: Wernhart, Karl R./ Zips, Werner (Hg.): Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einleitung. Wien. Promedia: 175-194.

Gruber, Christine. 1995. Sozialarbeit- ein Frauenberuf? Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Sozialarbeit. In: Heinz, Wilfing (Hg.): Konturen der Sozialarbeit. Wien. WUV-Universitätsverlag: 116-124.

Haller, Dieter. 2005. dtv-Atlas Ethnologie. München. Deutscher Taschenbuch Verlag.

Hasenjürgen, Brigitte/ Rohleder, Christiane. 2005. Geschlecht im sozialen Kontext. Perspektiven für die soziale Arbeit. Opladen. Verlag Barbara Budrich.

Hauch, Gabriella. 1995. Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919-1933. Wien. Verlag für Gesellschaftskritik.

Hausen, Karin. 1976. Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere" – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart. Ernst Klett Verlag: 363-393.

Hauser-Schäublin, Brigitta. 1991. Das Werden einer geschlechterspezifischen Ethnologie (im deutschsprachigen Raum). In: Hauser-Schäublin, Brigitte (Hg.): Ethnologische Frauenforschung. Ansätze, Methoden, Resultate. Berlin. Dietrich Reimer Verlag: 9-37.

Hauser-Schäublin, Brigitta/ Röttger-Rössler, Birgitt. 1998. Differenz und Geschlecht – Eine Einleitung. In: Hauser-Schäublin, Brigitta/ Röttger-Rössler, Birgitt (Hg.): Differenz und Geschlecht. Neue Ansätze in der ethnologischen Forschung. Berlin. Reimer: 7-22.

Hering, Sabine. 2006. Differenz oder Vielfalt? Frauen und Männer in der Geschichte der Sozialen Arbeit. In: Zander, Margherita/ Hartwig, Luise/ Jansen, Irma (Hg.): Geschlecht Nebensache? Zur Aktualität einer Gender-Perspektive in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften: 18-32.

Hering, Sabine/ Münchmeier, Richard. 2007 (4). Geschichte der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim und München. Juventa Verlag.

Hofer, Konrad. 2002. Helfen wollen und die Welt verändern: Arbeitsbedingungen von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern. Wien. ÖGB Verlag.

Hopf, Christel. 2007 (5). Qualitative Interviews- ein Überblick. In: Flick, Uwe/ von Kardoff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg. Rowohlt Taschenbuch Verlag: 349-359.

Kniephoff-Knebel, Anette. 2006. Grenzüberschreitendes Lernen und Verberuflichung. In: Ariadne-Almanach des Archivs der deutschen Frauenbewegung: Women in Welfare. Soziale Arbeit in internationaler Perspektive. Heft 49, 05: 8-15.

Lamnek, Siegfried. 2010 (5). Qualitative Sozialforschung. Basel. Beltz Verlag.

Lueger, Manfred. 2000. Grundlagen qualitativer Feldforschung. Wien. WUV-Universitätsverlag.

Luig, Ute. 2006 (6). Ethnologische Geschlechterforschung. In: Beer, Bettina/ Fischer, Hans (Hg.): Ethnologie. Einführung und Überblick. Berlin. Dietrich Reimer Verlag: 309- 321.

Mayring, Philipp. 2002 (5). Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Weinheim und Basel. Beltz Verlag.

McCormack, Carol P. 1993. Natur, Kultur und Geschlecht: Eine Kritik. In: Rippl, Gabriele (Hg.): Unbeschreiblich weiblich: Texte zur feministischen Anthropologie. Frankfurt/Main. Fischer Taschenbuch Verlag: 55-87.

Mitterauer, Michael. 1985. Diktat der Hormone? Zu den Bedingungen geschlechtstypischen Verhaltens aus historischer Sicht. In: Ehalt, Hubert Ch. (Hg.): Zwischen Natur und Kultur. Zur Kritik biologistischer Ansätze. Wien, Köln, Graz. Böhlau: 63-91.

Mittermeier, Susanne Birgit. 1994. Die Jugendfürsorgerin. In: Zur Professionalisierung der sozialen Kinder- und Jugendarbeit in der Wiener Städtischen Fürsorge von den Anfängen bis zur Konstituierung des Berufsbildes Ende der 1920er Jahre. In: L´Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 5.Jg., Heft 2: 102-120.

Moore, Henrietta. 2003. Feminism and Anthropology. Cambridge. Polity Press.

Moore, Henrietta. 1993. Feminismus und Anthropologie: Die Geschichte einer Beziehung. In: Rippl, Gabriele (Hg.): Unbeschreiblich weiblich: Texte zur feministischen Anthropologie. Frankfurt/Main. Fischer Taschenbuch Verlag: 88-103.

Ortner, B. Sherry. 1993. Verhält sich weiblich zu männlich wie Natur zu Kultur? In: Rippl, Gabriele (Hg.): Unbeschreiblich weiblich: Texte zur feministischen Anthropologie. Frankfurt/Main. Fischer Taschenbuch Verlag: 27-54.

Ortner, B. Sherry. 1974. Is Female to Male as Nature Is to Culture? In: Rosaldo Zimbalist, Michelle/ Lamphere, Louise (Eds.): Women, Culture, and Society. Stanford, California. Stanford University Press: 67-87.

Rajkovič, Julia. 1989. Zur Konstruktion von Weiblichkeit: ein Beitrag zur feministischen Diskussion um Natur, Kultur und Geschlecht in der Ethnologie. Mainz. PÖAPÖ-Presse.

Riemann, Ilka. 1985. Soziale Arbeit als Hausarbeit. Von der Suppendame zur Sozialpädagogin. Fachhochschule Frankfurt am Main. Fachbereich Sozialarbeit – Fachbereich Sozialpädagogik.

Rippl, Gabriele. 1993. Feministische Anthropologie. Eine Einleitung. In: Rippl, Gabriele (Hg.): Unbeschreiblich weiblich: Texte zur feministischen Anthropologie. Frankfurt/Main. Fischer Taschenbuch Verlag: 9-26.

Sachße, Christoph. 2003. Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871 bis 1929. Kasseler Studien zur Sozialpolitik und Sozialpädagogik. Weinheim, Basel, Berlin. Beltz Verlag.

Rosaldo Zimbalist, Michelle. 1974. Woman, Culture, and Society: A Theoretical Overview. In: Rosaldo Zimbalist, Michelle/ Lamphere, Luise (Eds.): Woman, Culture, and Society. Stanford, California. Stanford University Press: 17-42.

Schlehe, Judith. 2008 (2). Formen qualitativer ethnographischer Interviews. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin. Dietrich Reimer Verlag: 119-142.

Schmidbauer, Ingrid. 1994. Sozialarbeit als Frauenberuf. Eine soziologische Analyse mit feministischer Perspektive. Linz. Universitätsverlag Rudolf Trauner.

Sieder, Reinhard. 2001. Erzählungen analysieren – Analysen erzählen. Narrativ-biographisches Interview, Textanalyse und Falldarstellung. In: Wernhart, Karl R./ Zips Werner (Hg.): Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. Wien. Promedia: 145-172.

Simmel- Joachim, Monika. 1992. Frauen in der sozialen Arbeit- eine Mehrheit als Minderheit. In: Fesel, Verena/ Rose, Barbara/ Simmel, Monika (Hg.): Sozialarbeit- ein deutscher Frauenberuf: Kontinuitäten und Brüche im 20. Jahrhundert. Pfaffenweiler. Centaurus-Verlagsgesellschaft: 109-121.

Simon, Maria Dorothea. 1995. Von Akademie zur Akademie. Zur historischen Entwicklung der Sozialarbeiterausbildung am Beispiel der Schule der Stadt Wien. In: Wilfing, Heinz (Hg.): Konturen der Sozialarbeit. Ein Beitrag zur Identität und Professionalisierung der Sozialarbeit. Wien. WUV-Universitätsverlag: 15-24.

Steinhauser, Werner. 1994. Geschichte der Sozialarbeiterausbildung in Österreich. Wien. ÖKSA.

Witzel, Andreas. 2000. Das Problemzentrierte Interview. http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewArticle/1132/2519 (14.04.2011).

Witzel, Andreas. 1985. Das problemzentrierte Interview. In: Jütteman, Gerd (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim. Beltz Verlag: 227-255.

Zierer, Brigitta. 2010. Social Work in Austria. In: Erath, Peter/ Littlechild Brian: Social Work in Europe. Ostrava. Eris: 1-14.

7.2 Internetquellen

URL 1: (letzter Zugriff 10.06.2011)

http://www.sozialarbeit.at/images/MEDIA/documents/definition-international.pdf

URL 2: (letzter Zugriff 10.06.2011)

http://www.sozialarbeit.at/images/MEDIA/documents/berufsbild-2004.pdf

URL3: (letzter Zugriff 11.06.2011)

http://www.sozialarbeit.at/images/MEDIA/documents/handlungsfelder%20der%20sozialarbeit.pdf

URL 4: (letzter Zugriff 1.7.2011)

http://www.fh-campuswien.ac.at/studium/soziales/

URL 5: (letzter Zugriff 6.8.2011)

http://www.fh-campuswien.ac.at/studium/soziales/bachelor/soziale_arbeit/ueberblick/

URL 6: (letzter Zugriff 14.8.2011)

http://www.wien-sozialarbeit.at/wp-content/uploads/2010/10/Berufsgesetz_Entwurf.pdf

URL 7: (letzter Zugriff 3.11.2011)

http://www.wien-sozialarbeit.at/navigation/berufspolitik

URL 8: (letzter Zugriff 10.06.2011)

http://www.ifsw.org/

URL 9: (letzter Zugriff 10.06.2011)

http://www.sozialarbeit.at/

URL 10: (letzter Zugriff 10.06.2011)

http://www.ifsw.org/p38000398.html

8. Anhang

Interviews mit den Expertinnen:

Moritz, Maria. 2010. Persönliches Interview am 14.09.2010. Wien.

Zierer, Brigitta. 2011. Persönliches Interview am 01.06.2011. Wien.

Interviews mit den SozialarbeiterInnen:

Interview I. (Männlich, Geburtsjahr 1977, FH, Wohnungslosenhilfe). Persönliches Interview am 04. 08. 2010, Wien.

Interview II. (Weiblich, Geburtsjahr 1985, FH, Familie und Jugend). Persönliches Interview am 03. 09. 2010, Wien.

Interview III. (Weiblich, Geburtsjahr 1951, SOZAK, Alte Menschen). Persönliches Interview am 23. 09. 2010, Wien.

Interview IV. (Weiblich, Geburtsjahr 1979, FH, Frauenberatung). Persönliches Interview am 21. 10. 2010, Wien.

Interview V. (Männlich, Geburtsjahr 1986, FH, Asylbereich). Persönliches Interview am 22. 10. 2010, Wien.

Interview VI. (Männlich, Geburtsjahr 1955, SOZAK, Obdachlosenhilfe). Persönliches Interview am 16. 11. 2010, Wien.

Interview VII. (Weiblich, Geburtsjahr 1980, SOZAK, Migrationsbereich). Persönliches Interview am 26. 11. 2010, Wien.

Interview VIII. (Männlich, Geburtsjahr 1966, SOZAK, Betreutes Wohnen). Persönliches Interview am 21. 01. 2011, Wien

Interviewleitfaden

•Wie ist es dazu gekommen, dass Sie SozialarbeiterIn geworden sind?

•Wann haben Sie sich entschieden SozialarbeiterIn zu werden?

•Welche Faktoren waren für die Berufsentscheidung ausschlaggebend?

•Welche Anforderungen erfüllt ein/e guter/gute SozialarbeiterIn? Muss er/sie erfüllen?

•Welche Eigenschaften/Fähigkeiten muss dieser/diese mitbringen?

•Kann man diese Fertigkeiten/ Fähigkeiten erlernen?

•Ist die Sozialarbeit ein typischer Frauenberuf?

•Was ist ein typischer Frauenberuf? Gibt es einen typischen Frauenberuf?

•Gibt es innerhalb der Sozialarbeit bestimmte weibliche/männliche Arbeits- und Handlungsfelder?

•Sind Männer oder Frauen die „besseren“ Sozialarbeiter? „Besser“ für bestimmte Handlungsfelder geeignet?

•Nehmen Sie Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Kollegen in bestimmten Situationen wahr?

•Macht es für Sie einen Unterschied, ob ein/e SozialarbeiterIn männlich oder weiblich ist?

•Wie würden Sie sich selber beschreiben? Als Person? Als SozialarbeiterIn?

•Wie werden Sie als männlicher/weibliche Sozialarbeiter/In von Ihrem Umfeld wahrgenommen?

•Welche Reaktionen gibt es, wenn es um Ihren Beruf geht?

Abstract Deutsch

Im Rahmen meiner Diplomarbeit beschäftige ich mich aus kultur- und sozialanthropologischer Perspektive mit der Selbstwahrnehmung von SozialarbeiterInnen hinsichtlich des Konzepts der Sozialarbeit als Frauenberuf. Anhand von qualitativen Interviews und entsprechenden Analyseverfahren wurden diesbezüglich Frauen und Männer befragt, die im Raum Wien als SozialarbeiterInnen tätig sind. Im Weiteren findet eine Kontextualisierung moderner Sozialer Arbeit mit ihren aktuellen Schwerpunkten und Ansätzen durch Meinungen und Einschätzungen von zwei Expertinnen aus den Bereichen Ausbildung und Beruf statt. Im Speziellen formuliere ich meine zentrale Forschungsfrage folgendermaßen: *„Welche Rolle spielt das vorgestellte Konzept der Sozialarbeit als Frauenberuf hinsichtlich der Selbstwahrnehmung von SozialarbeiterInnen im Spannungsfeld ihres Berufes?“* Den Hintergrund meiner Überlegungen bildet ein kultur- und sozialanthropologisches Konzept zur Konstruktion von Weiblichkeit, welches auch den Konnex zum Feld der Sozialen Arbeit darstellt. Anhand ausgewählter Aspekte einer historischen Genese der Sozialen Arbeit als Frauenberuf werden diese Weiblichkeitsvorstellungen genauer erläutert. Das Ziel meiner Forschung ist ein aktueller Einblick in die Selbstwahrnehmung von SozialarbeiterInnen unter der Annahme einer historischen Konzipierung der Sozialarbeit als Frauenberuf.

Abstract English

In this thesis I present the results of my research on the self-perception of women and men in the field of social work, with respect to the profession belonging to the female domain. Using a qualitative approach, women and men within the social profession from the Vienna urban area were interviewed. Furthermore a conceptualization of current aspects of social work and its most recent approaches, based on the evaluation of two female experts in the fields of education and profession, is provided. The central research question can thus be formulated: “Does the conception of social work as a female profession exert a significant influence on the self-perception of social workers?” These perceptions of femininity positioned in cultural- and social anthropology are then explored in greater detail by means of a historical survey of the emergence of social work as a female profession. Assuming a historically founded conception of social work as a female profession, my research aims at delivering current insight into the self-perception of women and men in the field of social work.

Lebenslauf

Name	Michaela Schellnegger
Geburtsdatum	17 | 01 | 1984
Geburtsort	Graz

Studium und Schule

Universität Wien 2004 - 2011	Diplomstudium Kultur- und Sozialanthropologie Genderforschung |Tourismus | Lateinamerika | EZA
Universität Graz 2002 - 2003	Diplomstudium Pädagogik Entwicklungspsychologie | Pädagogische Psychologie
Bundesgymnasium Weiz 1994 - 2002	AHS Matura Sprachen | Philosophie | Psychologie

Berufliche Erfahrungen

Univ. Doz. Dr. Georg Zettinig	seit 2010 | Administration | Organisation | Wien
Öster. Caritaszentrale	2010 | Kommunikation | Projektarbeit | Wien
Stadtgemeinde Weiz	2004 - 2009 | Administration | Verwaltung | Weiz
Pflegeelternverein Graz	2002 - 2003 | Mobile Sozial- und Lernbetreuung | Weiz

Praktika

Medizinische Universität	2008 - 2009 | Transdisziplinäre Anamnesegruppe | Wien
ICEP Wien	2008 | Marketing und Öffentlichkeitsarbeit | Wien
Sozialprojekt Parajuru	2005 | Bildungs- und Schulprojekt | Brasilien
Heilpädagog. Kindergarten	2003 | Betreuung im integrativen Kindergarten | Weiz
Lebenshilfe Weiz	2003 | Wohnheim und Werkstatt |Weiz

Zusätzliche Erfahrungen

"the smallest gallery"	2011|„where we were"| Roswitha Weingrill| Vernissage
Amnesty Academy	2009 | Workshop | Antirassismusarbeit | Wien
VIVID Graz	1998 - 2002 | Peergroups für Suchtprävention | Weiz